



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

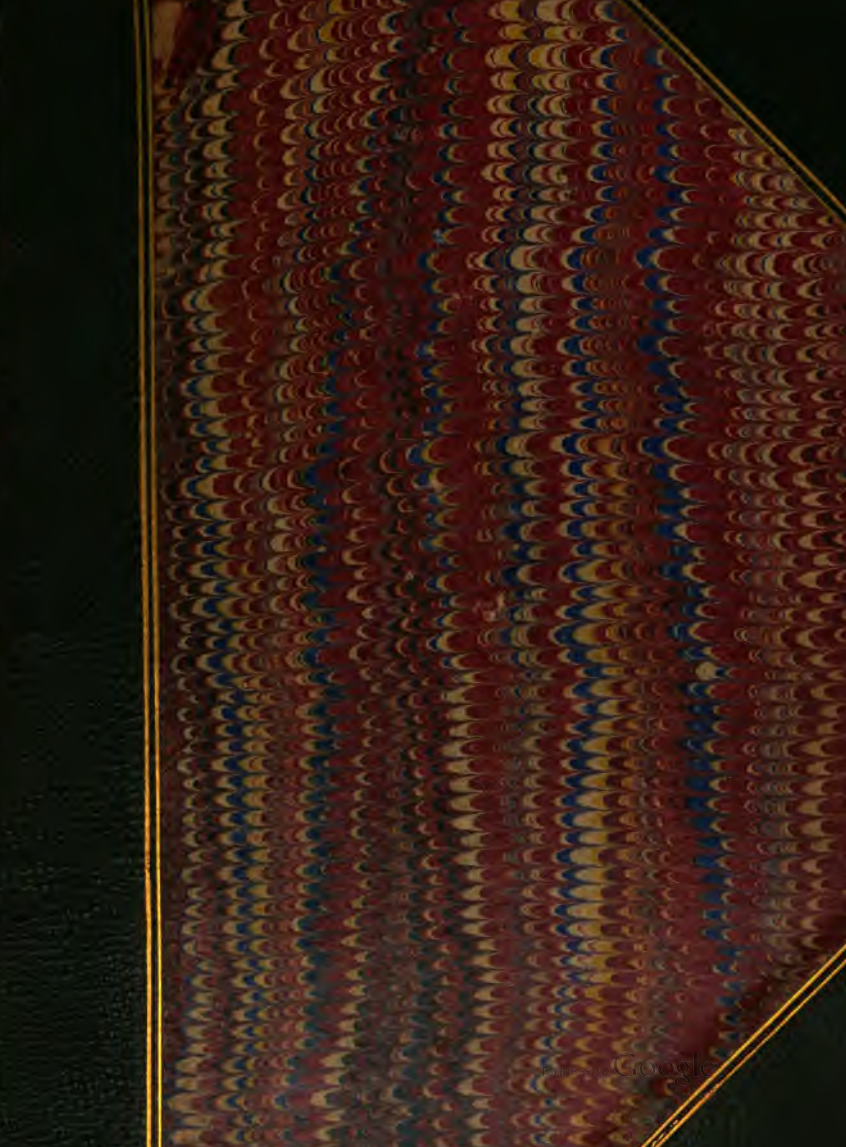
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



45. a. 19^f





Psychologische Beobachtungen.

Aus dem Nachlass von *.*

*l'homme est l'animal
méchant par excellence.*

Berlin,
Carl Dunder's Verlag
(C. Heymann).

1875.



Einige lesen, um ihr Herz, Andere, um
ihren Geist zu bilden: Ich schreibe für die
Letzteren.

Inhalt.

	Seite
Ueber Bücher und Schriftsteller	3
Ueber die menschlichen Handlungen und ihre Motive	19
Ueber Weiber, Liebe und Ehe	67
Bermischte Gedanken	93
Ueber religiöse Dinge	121
Ueber Glück und Unglück	131
Versuch über die Eitelkeit	149

Ueber Bücher und Schriftsteller.

Sentenzen sind Gedankenextract, den sich jeder nach seinem Geschmack verlängern kann.

Eine solche Schreibweise ist zu empfehlen. Zunächst nämlich ist es nicht ganz leicht, in kurzer, prägnanter Weise eine rechte Dummheit zu sagen. Denn hinter wenigen Worten kann sie sich bei weitem nicht so gut verstecken, wie hinter vielen. Außerdem macht der große Umfang der Litteratur eine kurze Ausdrucksweise wünschenswerth.

* *

Den Werth einer Sentenz kann ihr Verfasser erst dann beurtheilen, wenn er die concreten Fälle, aus welchen sie abstrahirt worden ist, vergessen hat.

* *

Daß der Schriftsteller vom Einzelnen zum Allgemeinen, der Leser vom Allgemeinen zum Einzelnen übergeht, ist eine Quelle zahlreicher Mißverständnisse zwischen beiden.

* *

Bauvenargues sagt: Si l'illustre auteur des „Maximes“ eût été tel qu'il a tâché de peindre tous les hommes, mériterait-il nos hommages et le culte idolâtre de ses prosélytes?

Diese Frage ist absurd: denn die Verehrer Rochefoucauld's bewundern nicht die Güte seines Herzens, sondern die Feinheit seines Kopfes.

* *

Daß die Güte eines Menschen in dem Grade seiner uninteressirten Theilnahme am Schicksale anderer und seine practische Vernünftigkeit darin besteht, daß er nicht augenblicklichen Neigungen folgt, sondern die Zukunft mit in Betracht zieht, daß ferner alle Menschen gütig und vernünftig sein sollen, weiß

jeder durch sich selbst und braucht es nicht aus der Moralphilosophie zu erlernen.

Da außerdem die Größe unserer Güte sowohl wie unserer Vernünftigkeit hauptsächlich von unserer angeborenen Natur, in zweiter Linie davon abhängt, ob wir von Jugend auf zur Ausführung gütiger und vernünftiger Handlungen oft Veranlassung hatten, hingegen die Lectüre der Philosophen nichts ausrichtet, — so kann die Philosophie (und ebenso die Kunst) nicht zu moralischen Zwecken da sein. Vielmehr dient sie zur Unterhaltung, zur intellectuellen Erbauung derer, welche für solche Gegenstände ein natürliches Interesse haben.

* * *

Der bedeutendste Schriftsteller hat das kleinste Publicum.

* * *

Jeden großen Schriftsteller sehen wir auf der ersten Strecke seiner Laufbahn von Kritikern umgeben, die ihn anbellen, wie die Dorfkläffer einen Reisenden, um ihn aufzu-

halten. Doch kehren die Hunde allmählich wieder in ihr Dorf und die Kritiker in den Zustand der Unberühmtheit zurück, den sie unnöthigerweise auf einige Augenblicke verlassen hatten.

* * *

Große Vorbilder nützen nur großen Nachfolgern.

* * *

Redner und Schriftsteller überzeugen meistentheils nur die, welche schon vorher überzeugt waren.

* * *

Wenn wir einen angesehenen Schriftsteller lesen, so berichtigen wir unser Urtheil nach ihm.

Hingegen wenn wir einen noch nicht angesehenen Schriftsteller lesen, so berichtigen wir ihn nach unserem Urtheil.

Daher kann ein berühmter Schriftsteller leichter seinen schlechten Büchern Geltung verschaffen, als ein unberühmter seinen guten.

* * *

Gelehrte glänzen, wie der Mond, mit erborgtem Licht.

* * *

Der Philologe kennt die Bücher gerade so genau, wie das Papier sie kennt, auf dem sie gedruckt sind.

* * *

Wir freuen uns nicht immer, wenn man unser lobendes Urtheil über einen großen Mann theilt. Denn wir sind so eitel, daß wir allein befähigt sein wollen, ihn zu würdigen.

* * *

Das Hirn Vieler ist in Gelehrsamkeit erloschen.

* * *

Der „Büchermurm“ findet am Studiren selbst, nicht an den studirten Gegenständen Gefallen.

* * *

Der bloß Gelehrte ist eingebildeter als der philosophische Kopf. Denn der letztere findet häufig, daß Dinge, über die er seit Jahren

nachgedacht hat, dem naiven, vielleicht ungebildeten Menschen besser bekannt sind, als ihm, während von Allem, was der Gelehrte weiß, kein Ungebildeter auch nur eine Ahnung hat.

* * *

In den Geschichten der Philosophie steht entweder dasselbe, was in den Philosophen steht, — dann sind sie unnütz; oder es steht etwas Anderes darin, — dann sind sie schädlich.

* * *

Wenn die Eitelkeit nicht existirte, würden fast alle Wissenschaften noch in den Bindeln liegen.

* * *

Wer die Meisterwerke der Poesie verstanden hat, wird selten Lust verspüren, sich weitläufig über dieselben auszulassen, in dem Gefühl, daß die Schönheiten solcher Werke sich dem nicht

durch Worte mittheilen lassen, der sie nicht bei der Lectüre selbst unmittelbar empfindet.

Somit darf man die Dichter nur wenig verstanden haben, um eine Litteraturgeschichte schreiben zu können.

* * *

Wie schlecht würden manche Bücher vor unserem kritischen Urtheile bestehen, wenn wir sie nicht selbst geschrieben hätten.

* * *

Thatsachen, die sich mit unserem System in Widerspruch befinden, gestehen wir uns nicht zu.

* * *

Wir halten nur die Kritiker für competent, die unsere Leistungen loben.

* * *

Man bekämpft neu auftretende Wahrheiten theils aus Neid gegen ihre Lehrer, theils um nicht zuzugestehen, daß man so lange Unrecht hatte.

* * *

Der Schriftsteller ist selten mit dem Publicum zufrieden. Denn, während er die Schönheiten seines Werkes sieht und die Schwächen leise fühlt, macht das Publicum es zu seinem Erstaunen umgekehrt.

* * *

Die Kenntnisse des Menschen gleichen kleinen Inseln, die einsam auf dem endlosen Meere seiner Unwissenheit umherschwimmen.

* * *

Es ist an und für sich nicht wahrscheinlich, daß das Lob, welches man unseren Leistungen spendet, der Wahrheit näher komme, als der Tadel. Trotzdem halten wir jenes immer für wahr und diesen für unwahr.

* * *

Uns kommt nie der Gedanke, daß Jemand das nicht versteht, was er sagt, und doch sollten wir an uns selbst erfahren haben, wie oft es der Fall ist.

* * *

Ein Dummkopf füllt seine Reifeflasche mit Wasser aus einer Schweizer Pfütze, bringt sie nach Hause und sagt: „Seht, so sieht das Wasser der Schweizer Seen aus,“ — und man glaubt ihm.

Ähnlich ist es den Deutschen mit der französischen Litteratur gegangen.

* * *

Wenn die sogenannten Einheiten des Aristoteles für den Dramatiker schwere Fesseln sind, so muß man gestehen, daß die französischen Dramatiker sich mit großer Anmuth und Geschicklichkeit in diesen schweren Fesseln zu bewegen verstehen.

* * *

Wer groß in seinem Fache ist, kommt sich überhaupt groß vor: Er überlegt nicht, daß andere Fächer hoch über dem seinigen stehen.

* * *

Es ist merkwürdig, wie lebhaft sich die Menschen für ein noch ungedrucktes Gedicht

von Goethe oder Schiller interessiren, auch wenn sie die gedruckten nur zum allerkleinsten Theil kennen.

* * *

Jedes System wird in allen seinen Beziehungen nur vom Begründer richtig gefunden.

* * *

Wenn man seine Ansichten erst einmal gewechselt hat, so entsteht, wie bei der zweiten Liebe, ein Gefühl der Unsicherheit, des Mißtrauens gegen die eigene Beständigkeit.

* * *

*

Der Umstand, daß auch jeder andere Mensch seine Meinung für richtig hält, sollte uns mißtrauisch machen gegen die Richtigkeit unserer Meinung.

* * *

*

Dumme Menschen kommen schnell zu Amt und Würden, weil kein Talent sie von ihrem Gewerbe abhält.

* * *

*

Zu erkennen, daß die Güter dieser Welt nicht glücklich machen, ist schwer, fast unmöglich, bevor man sie besitzt; dann aber erkennt es jeder. Daher können die Schriften der Moralphilosophen, welche diesen Gegenstand behandeln, keinen practischen Zweck haben.

* * *

Dem gewöhnlichen Menschen imponiren die Genies erst dann, wenn sie auch Kenntnisse in seinem eigenen Alltagsgewerbe zeigen.

* * *

Mit Durchschnittsbegabung kommt man leichter durch die Welt, als mit ungewöhnlichen Talenten.

* * *

Unbedeutende Menschen, die nur schwache Seiten haben, sollten nicht die Schwächen bedeutender Menschen tadeln.

* * *

Wer behauptet, daß es keine angeborenen Talente giebt, hat für seine Person gewöhnlich Recht.

* * *

Die Fabel vom Zaunkönig, der noch ein Stück höher flog, als der Adler, unter dessen Flügeln er so weit gekommen war, gilt besonders von manchem Schriftsteller, der noch einen Schritt weiter gegangen ist, als sein Vorgänger.

* * *

Die *Maxime Bauvenargues'*: Les sots ne comprennent pas les hommes d'esprit — ist auch umgekehrt richtig: Les hommes d'esprit ne comprennent pas les sots.

* * *

Daß Jemand irgend ein wissenschaftliches Factum nicht kennt, ist uns auch dann unbegreiflich, wenn wir selbst es erst vor einer halben Stunde gelernt haben.

* * *

Es ist behauptet worden, daß ein Schriftsteller nicht Recht thue, wenn er das mensch-

liche Glend schildere, — weil die Menschen hierdurch noch unglücklicher würden. Aber das ist ein Irrthum. Den Unglücklichen nämlich schmerzt es ganz besonders, daß gerade er unglücklich ist, während so viele Andere ja glücklich sind.

Wenn er nun einsehen lernt, daß alle Vorzüge der Begabung, des Standes, des Besizes ihre compensirenden Leiden haben, daß im Grunde Niemand glücklich ist, das Unglück vielmehr einen integrirenden Bestandtheil des menschlichen Lebens ausmacht, so wird diese Einsicht weit eher zur Vinderung, als zur Verstärkung seines eigenen Leidens beitragen.



**Ueber die menschlichen Handlungen
und ihre Motive.**

Die Motive seines Handelns zu beobachten, ist für den praktischen Menschen unnütz, ja beängstigend und seiner Thätigkeit schädlich, aber für den theoretischen Menschen sehr nützlich.

* *

Jeder Handlung liegt ein Mosaik von Motiven zu Grunde, ohne daß wir zu erkennen vermöchten, aus wieviel Egoismus, Eitelkeit, Stolz, Furcht, Nächstenliebe u. es zusammengesetzt ist. Der Philosoph kann nicht, wie der Chemiker, eine qualitative und quantitative Analyse zur Anwendung bringen.

Außerdem decken sich die Ausdrücke Egoismus, Eitelkeit u. keineswegs mit den Empfindungen, welche sie bezeichnen: sie sind eigentlich nur Fingerzeige.

* *

Gewöhnlich glauben wir die Handlungen nach unseren Principien einzurichten, wenn wir in Wahrheit die Principien nach unseren Handlungen einrichten.

* *

Die Motive unserer glänzendsten Handlungen gleichen oft denjenigen Substanzen, aus welchen das weiße Papier gemacht wird.

* *

Unsere Sitten hängen von unserem Willen ab; unsere Sittlichkeit hingegen (die Güte und Schlechtigkeit unseres Herzens) hängt nicht von unserem Willen ab. Dem entsprechend können unsere Sitten durch Erfahrung und Belehrung gebessert werden, aber unsere Sittlichkeit ist constant.

* *

Unsere Aufmerksamkeiten, die der unmittelbare Ausfluß unserer Zuneigung und Güte zu sein scheinen, sind immer das Resultat einer bis ins Einzelnste gehenden Ueberlegung.

* *

Man gesteht seine Dummheiten, um zu zeigen, daß man klug genug ist, sie zu bemerken.

* * *

Wir beklagen, durch die Welt hart und schlecht geworden zu sein, um den Glauben zu erwecken, daß wir von Hause aus gut sind.

* * *

Niemand ist ganz aufrichtig gegen sich selbst, und die Meisten haben ein wahres Talent zur Unaufrichtigkeit.

* * *

Es existiren nicht zwei Personen, deren Intimität durch eine völlig rückhaltlose Offenheit nicht leiden würde.

* * *

Wer da hat, dem wird gegeben, weil er wiedergeben kann.

* * *

Wer seine Freunde in Schutz nimmt, vertheidigt gewöhnlich nur seine Ehre, ihr Freund zu sein.

* * *

Unsere Handlungen richten sich nach der Meinung der Welt. Demnach thun wir auch bei Dingen, die ausschließlich uns selbst betreffen, nicht sowohl das, was uns gut scheint, wie das, was anderen gut scheint.

* * *

Ob wir die Menschen im Allgemeinen für gut oder schlecht halten, hängt von unserer Philosophie ab. Aber im Verkehr des Lebens halten wir sie immer wieder für gut, wenn wir selbst gut sind, und für schlecht, wenn wir selbst schlecht sind.

* * *

Der Zweck heiligt die Mittel stets dann, wenn das Wohl vieler nur durch das Leid Einzelner erreicht werden kann.

Hierauf beruht auch das Recht und die Nothwendigkeit der Strafe.

* * *

„Er kennt die Menschen nicht“ d. h. er hält sie für gut.

* * *

Unglücksfälle Anderer, durch deren Mittheilung wir in Erstaunen setzen wollen, sind uns immer nicht groß genug, weshalb wir denn stets noch einige Verbrannte oder Zerquetschte oder Ertrunkene oder Vergiftete aus eigenen Mitteln hinzufügen.

* * *

Durch unsere Wohlthaten wollen wir überraschen und in Erstaunen setzen.

Daher geben wir lieber denjenigen, welche uns nicht gebeten haben, und wenn wir derselben Person etwas geben, so geschieht es, eben aus diesem Grunde, das zweite und dritte Mal sehr viel weniger gern, als zuerst.

Will man öfter von einem Menschen Wohlthaten empfangen, so muß man also jedesmal die größte Ueberraschung und eine grenzenlose Dankbarkeit an den Tag legen. Denn hierdurch reizt man den Geber fortzufahren, weil er dieselbe Stimmung immer wieder voraussetzt.

* * *

Der Wohlthäter stellt sich vor, wie der Empfänger, von ihm entzückt, ausruft: „Welch' himmlisch guter Mensch,“ ja er vergießt Thränen über die Größe seiner eigenen Güte.

* * *

Durch Vertraulichkeit bezweckt man weder die Einholung von Rathschlägen, noch die Erleichterung von Sorgen: Man will von einander entzückt sein.

* * *

„Wir sehen uns wohl vor meiner Abreise noch,“ sagt man, wenn man bestimmt weiß, daß man sich nicht mehr sieht. Das geschieht zuweilen, um den Abschiedschmerz, gewöhnlich um sich das Affectiren des Abschiedschmerzes zu ersparen.

* * *

Jeder tabelt die Schmeichler, aber Niemand kann sie entbehren.

* * *

Durch Lehren ändert man unser Betragen, nicht unseren Character.

* * *

Wer moralisch besser geworden zu sein glaubt,
gesteht seine Schlechtigkeit sich gewöhnlich nur
weniger zu, als früher.

* * *

Wer auf seinem einmal gefaßten Entschluß
stets mit Hartnäckigkeit beharrt, thut es weniger
aus Characterstärke, als weil er gesagt hat,
daß er stets beharre.

* * *

Mancher glaubt nicht neidisch zu sein, weil
er keine Veranlassung hat, Neid zu empfinden.

* * *

Unser Neid ist stets größer, als das Glück
des Beneideten.

* * *

Dem Schlechten, was wir über Jemanden
sagen, schicken wir gern einige Lobeserhebungen
voraus, damit man uns für unparteiisch halte
und das Folgende um so besser glaube.

* * *

Unser Interesse ist nicht so empfindlich, wie unsere Eitelkeit.

* * *

Auf dem Maskenball schließt man von einer hübschen Maske unwillkürlich auf ein hübsches Gesicht, und im Leben schließt man von einem liebenswürdigen Betragen unwillkürlich auf einen liebenswürdigen Character.

* * *

Wir beurtheilen die Verbrecher stets zu hart. Denn wir empfinden nur die Größe ihrer That, aber nicht den leidenschaftlichen Zustand, aus welchem sie hervorgegangen ist.

* * *

Unsere Unzufriedenheit mit der Welt entspringt gewöhnlich aus ihrer Unzufriedenheit mit uns.

* * *

Unsere eigene Schuld an irgend einem physischen oder moralischen Uebel betrachten wir stets als Mittelglied einer Kette von Ur-

sachen und Wirkungen, die Schuld Anderer
hingegen als Anfangsglied.

* * *

Wer das Betragen eines Anderen unsinnig
findet, sieht die Gesichtspunkte, nach welchen
jener sich entschieden hat, nur zum Theil oder er-
wägt nicht die Verschiedenheit seines Characters:

* * *

Wir schließen immer von uns auf Andere
d. h. legen Anderen die Motive unter, nach
denen wir selbst zu handeln pflegen. Aber
dieser Schluß geschieht so unmittelbar und un-
willkürlich, daß wir unser Inneres trotzdem
nicht kennen lernen, ja wir wissen es gar nicht,
daß wir von unseren eigenen Motiven auf ihre
Motive geschlossen haben.

* * *

Von ganzem Herzen lacht man nur über
seine eigenen Witz.

* * *

Wir verzeihen den Menschen alle ihre Vorzüge, diejenigen ausgenommen, durch welche wir selbst glänzen wollen.

* * *

Wir verzeihen den Menschen ihre Fehler, aber nicht die Kenntniß unserer Fehler.

* * *

Von schlechten Handlungen auf einen schlechten Character zu schließen ist sicherer, als von guten Handlungen auf einen guten Character zu schließen.

* * *

Wenn Jemand reüssirt hat, erkundigen wir uns sogleich, wie er dazu gekommen ist, in der Hoffnung, den Umständen, dem Glück möglichst viel, seinem persönlichen Verdienst möglichst wenig zuschreiben zu können.

Wer Andere durch seine Erfolge ärgern will, erzählt demnach bloß die Thatsache und verschweigt die begünstigenden Umstände.

* * *

Gute Sitten sind ein Zwang, den man sich aus Furcht vor Krankheit oder Strafe oder Schande auferlegt.

* * *
Die Sitten der Völker sind verschiedener, als ihre Sittlichkeit.

* * *
Weil der Egoismus der Menge weniger durch die Furcht vor Strafe, als durch die Furcht vor Schande (Ehrgefühl) in Zaum gehalten wird und weil die Regierenden und ihre Beamten weniger durch Pflichtgefühl und Erwerbstrieb, als durch Eitelkeit (Ehrgeiz und Ehrgefühl) zur straffen Aufrechterhaltung der Ordnung und der Gejeze veranlaßt werden, so würde, ceteris paribus, eine staatliche Gemeinschaft ohne die Existenz der Eitelkeit wahrscheinlich nicht möglich sein.

* * *
Wenn wir über den Schaden Anderer uns freuen, so geschieht es entweder, weil ihr Unglück an unser Glück,

ihr Mangel an unsere Fülle erinnert (Erklärung der Schadenfreude durch Ideenassociation nach Lucretius). Diese aus Eigennutz entspringende Schadenfreude ist selten sehr lebhaft;

oder, weil ihr Schaden uns das Gefühl des Uebergewichts, der Superiorität, giebt. Diese aus Eitelkeit entspringende Schadenfreude pflegt sehr lebhaft zu sein und auf ihr beruht das Sprüchwort:

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

Die Schadenfreude der Weiber und Kinder ist deshalb so intensiv, weil sie das Gefühl des Uebergewichts nur verhältnißmäßig selten genießen können.

* * *

Die innigste Schadenfreude ist diejenige, die einer vorausgegangenen Neidempfindung folgt.

* * *

Die Handlungen eines Menschen beurtheilen wir nicht objectiv, sondern legen sie nach der guten oder schlechten Meinung, die wir von

ihnen bereits haben, in gutem oder schlechtem Sinne aus.

* * *

Statt „er ist stolz, egoistisch, eitel“ würde genauer gesagt: „Man sieht seinen Stolz, seinen Egoismus, seine Eitelkeit.“

* * *

Die Motive unseres eigenen Handelns erfahren wir ebenso selten, wie die Motive von den Handlungen Anderer.

* * *

Unsere Eitelkeit duldet es nicht, daß wir einen berühmten Schriftsteller langweilig finden oder irgend etwas thun, was in unserer Zeit und in unserem Stande verpönt ist. Daher die fast vollkommene Gleichförmigkeit in den Handlungen und Urtheilen der Menschen, trotz der großen Verschiedenheit der moralischen Empfindungen und intellectuellen Eindrücke.

* * *

Ueber Betrügereien gegen uns sind wir
deshalb so aufgebracht, weil sie unserer Ur-
theilskraft spotten.

* * *

Wir bereuen unsere Niederträchtigkeiten nicht
so heftig, wie unsere Etiquettenfehler.

* * *

Unserer Umgebung zeigen wir Abscheu vor
der Lüge, theils aus Furcht, belogen zu werden,
theils um unsere eigene Wahrheitsliebe in
Credit zu bringen.

* * *

Oft sagt man die Wahrheit aus Mangel
an Geistesgegenwart.

* * *

Ob wir Jemanden liebenswürdig finden,
hängt weniger von dem Eindruck ab, den er
auf uns gemacht hat, wie von dem, welchen
wir auf ihn gemacht zu haben glauben.

* * *

Im Leben handelt es sich oft darum, wer
den Anderen am besten zu ärgern versteht.

* * *

Es liegt in der menschlichen Natur, zu denken: Verabscheue mich, aber bewundere mich.

* * *

Man will sich lieber durch Laster vor anderen Menschen auszeichnen, als sich gar nicht vor ihnen auszeichnen.

* * *

Verwandte sind unbarmherziger gegen einander, als Fremde.

* * *

Schwächlinge thun das Schlechte und bilden sich ein, gut zu sein.

Starke Naturen gestehen sich das Schlechte zu, was sie thun.

* * *

Ueber den Tod verwandter Personen sind wir so lange und so tief betrübt, wie es schicklich ist.

* * *

Wir sind nirgends so bescheiden, wie da, wo unsere Vorzüge im vollsten Maße anerkannt und bekannt sind.

* * *

Die Zärtlichkeit, die wir Jemandem an-
gebeihen lassen, gilt häufig einer anderen Per-
son, welche wir ärgern wollen.

* * *

Um uns über die geistigen Vorzüge eines
Menschen zu trösten, dichten wir ihm gern
moralische Mängel an.

* * *

Befrahte Kinder schreien weniger aus
Schmerz, als um die strafende Person zu är-
gern oder zu ängstigen.

* * *

Der Bescheidene wünscht den Ruf der Lie-
benswürdigkeit zu dem der Größe hinzuzufügen.

* * *

Die Erzieher sollten bedenken, daß viele
Früchte uns ausschließlich deshalb schmecken,
weil sie verboten sind. Dem entsprechend brau-
chen sie, wenn Kinder irgend etwas unterlassen
sollen, ihnen häufig nur die volle Berechtigung
zuzusprechen, es zu thun. —

Auch die Untreue mancher Frau ist ledig-

lich eine Folge der mißtrauischen Strenge, mit welcher der Gatte jede ihrer Bewegungen controlirt.

* * *

Wer tröstete sich nicht über den Tod eines berühmten Freundes, wenn er eine schön empfundene Grabrede auf ihn fertig hat?

* * *

Kinder sind unbarmherziger gegen einander, als Erwachsene: weil sie sich weniger verstellen.

* * *

Wir loben die Bescheidenheit eines großen Mannes in dem dankbaren Gefühl, daß er unsere Eitelkeit nicht verletzt.

* * *

Viele sind eitel auf ihren Mangel an Eitelkeit.

* * *

In den Phantasiebildern des Ehrgeizigen figuriren stets Personen, die sich über sein Glück ärgern.

* * *

Wer auf öffentlicher StraÙe angebettelt wird, fühlt oft unwillkürlich, daß er fashionabler und generöser aussehen müsse, als die Uebrigen, und diese schmeichelhafte Empfindung ist nicht selten das einzige Motiv seiner Wohlthätigkeit.

* * *

Gewöhnlich hassen wir einen Menschen nicht sowohl wegen des Leides selbst, das er uns zugefügt hat, als weil wir in der Hinzufügung des Leides seine Macht, seine Superiorität haben fühlen müssen.

Dem entsprechend beruht das Vergnügen an der Rache darauf, daß wir unsere Macht nun dem GehäÙten fühlbar machen.

* * *

Wir ärgern uns zuweilen, wenn uns Jemand mit aufrichtiger Herzlichkeit zu unserem Erfolge Glück wünscht: gerade von ihm wollten wir beneidet werden.

Wer fühlt, daß er sich tactlos gegen uns
benommen hat, verzeihet uns das nicht.

* * *
Kinder, die ihre kranken Eltern pflegen,
unterlassen allerdings nichts, um ihr Gewissen
zu beruhigen, aber im Stillen wünschen sie,
daß der Tod der Eltern sie bald von deren
Pflege befreien möge.

* * *
Man erniedrigt sich, weil man denkt: Wer
sich erniedrigt, wird erhöht werden.

* * *
In Einem Punkte halten wir die Andern
aufrichtig für besser, als uns selbst: Es kommt
uns niemals der Gedanke, daß sie eben so
schlecht über uns sprechen, wie wir über sie
sprechen.

* * *
Wer etwas Auszeichnendes erlangt hat,
erregt den heftigsten Neid in seiner Heimath.
Denn seine Jugendgenossen empfinden, da sie
früher neben ihm standen, seine Auszeichnung

am deutlichsten und schmerzlichsten. Daher verkleinern sie, um ihren Neid zu lindern, seine Vorzüge so viel wie nur möglich, während der Beneidete, gerade der heftigen Neiderregung wegen, seine Vorzüge gern in der Heimath producirt.

* * *

Wir lassen unseren Freunden soviel Bärtlichkeit und Theilnahme angedeihen, wie wir glauben, daß sie in unserem Herzen vorhanden wissen möchten.

* * *

Unsere Fehler betrachten wir gern als Gattungsfehler („das haben sie Alle“, „das thun sie Alle“). Hierdurch hört der Fehler freilich nicht auf, ein Fehler zu sein, aber wir brauchen Andere nun nicht für besser zu halten, als uns selbst.

* * *

Die Leiden Anderer quälen uns nur selten länger, als wir sie sehen.

* * *

Mit der größten Unbefangenheit handeln
Diejenigen nichtswürdig, die sich ihre Nichts-
würdigkeiten niemals zugestehen.

Oft stellen wir uns Andere als schlecht vor,
um uns nicht im Vergleich mit ihnen verach-
ten zu müssen.

Man bezeigt Theilnahme, um für theil-
nahmsvoll gehalten zu werden.

Trotz unserer allseitigen Falschheit gegen
andere halten wir ihre Liebenswürdigkeit gegen
uns für aufrichtig.

Unsere Freunde sind über die guten Seiten
unserer Werke häufig weniger erfreut, als über
die schlechten Seiten.

Auf das Gut eines Anderen sind wir neidisch
entweder, weil es an und für sich angenehm ist
(wie z. B. Gesundheit),

oder, weil er wegen desselben gefällt, bewundert, beneidet wird (z. B. Schönheit, Bornehmheit).

Sene Neidempfindung gestehen wir ohne Weiteres. Denn sie entspringt aus einem natürlichen und erlaubten Eigennutz. Auch wünschen wir keineswegs, daß der Andere sein Gut verliere; wir möchten bloß ein ähnliches Gut gleichfalls besitzen.

Diese Neidempfindung hingegen gestehen wir nicht. Denn sie entspringt aus Eitelkeit. Auch wünschen wir nicht nur, daß wir derartige Güter gleichfalls besäßen, sondern daß der Beneidete sein auszeichnendes Gut verlieren möchte.

Die meisten Neidempfindungen gehen nicht aus Eigennutz, sondern aus Eitelkeit hervor.

Ferner ist der Neid aus Eigennutz nie so heftig und schmerzhaft wie der Neid aus Eitelkeit.

Umgekehrt: Wenn man auf diejenigen unserer Güter neidisch ist, welche an und für sich angenehm sind, so ist diese Neidem-

ding uns allerdings erfreulich, weil sie an den Besitz und den Werth jener Güter erinnert, aber wenn man auf diejenigen Güter neidisch ist, wegen deren wir gefallen und bewundert werden, oder wenn man darauf, daß wir gefallen und bewundert werden selbst neidisch ist, so ist diese Neidempfindung uns noch um Vieles erfreulicher: denn sie schmeichelt unserer Eitelkeit.

* * *

Wenn unser Neid aus Interesse, aus Eigennuß entspränge, so würden wir die Zufriedenen und Glücklichen beneiden; da er aber hauptsächlich aus Eitelkeit entspringt, so beneiden wir die Berühmten, Angesehenen und Reichen.

* * *

Der Neid hängt sich an den Schein des Glücks.

* * *

Wir stellen unseren Freunden ihr Unglück kleiner dar, als es ist, weniger um ihnen Trost

zu bereiten, als um uns die Mühe des Erdstens zu erleichtern.

* * *

Haß und Antipathie sind der Art nach verschieden.

Der Haß bezieht sich auf ein einzelnes Factum, die Antipathie richtet sich gegen das ganze Wesen eines Menschen, gegen seine Art zu sein.

Aus der Antipathie entwickelt sich oft ein Zustand der Gereiztheit, in Folge dessen uns jedes Wort eines Menschen, der Ton seiner Stimme, so wie jede seiner Bewegungen unangenehm sind und feindselig gegen ihn stimmen.

In einer solchen Disposition sind viele Frauen, besonders ältere, gegen ihre Männer.

Umgekehrt empfinden wir bei einem Menschen, der uns ganz sympathisch ist, selbst das Anstößige, was er thut, nicht unangenehm.

Daß wir Jemanden hassen, gestehen wir uns und Anderen nicht gern, theils weil Haß eine so wenig menschenfreundliche Empfindung

ist, theils weil wir nicht zugeben wollen, daß irgend Jemand Macht genug über uns hat, um durch Beleidigung, Eifersucht, verschmähte Liebe u. s. unseren Haß zu erregen.

Deshalb giebt man Haß häufig für Antipathie aus.

Andererseits pflegt man als Menschenhasser (Misanthropen) Diejenigen zu bezeichnen, welchen die Menschen bloß unsympathisch sind.

Ferner: Weil der Gehaßte seine Macht hat fühlen lassen, so findet er in dem Hassenden, durch den seine Macht beglaubigt wird, mehr, was ihm schmeichelhaft ist, als was ihn aufbringt. Das „Liebet, die Euch hassen“ ist also leicht zu befolgen.

* * *

Gewöhnlich entspringen die versöhnlichen Gedanken zweier Feinde aus ihrem gemeinschaftlichen Haß gegen eine dritte Person.

* * *

Wenn zwei Menschen sich vollkommen sympathisch bei einander fühlen, so sind ihre

unsympathischen Seiten noch nicht hervorgetreten.

* * *

Ueber die Wahl unseres Umganges entscheidet weniger unsere Sympathie, als unsere Eitelkeit.

* * *

Die Sitten eines Volkes können durch äußere Zufälligkeiten, wie das Auftreten eines ausgezeichneten Fürsten, stark beeinflusst werden. Denn jeder hütet sich etwas zu thun, was von den tonangebenden Personen oder Kreisen gebrandmarkt wird. Aber im Grunde ihres Herzens bleiben Alle so schlecht und selbstüchtig, wie sie waren.

* * *

Ein für gewöhnlich frecher, anmaßender Mensch entzückt alle Welt, sobald er sich einmal bescheiden zeigt.

Versucht hingegen ein sonst bescheidener

Mensch einmal frech aufzutreten, so glaubt man fast, daß er verrückt geworden ist.

Demnach ist es nicht ungewöhnlich, daß man sich für gewöhnlich der Frechheit befleißigt. Freilich muß das nach den Characteren verschieden sein: Dem Einen steht es gut, frech, dem Anderen, bescheiden zu sein.

* * *

Der Hochgestellte weiß, daß er durch Selbsterniedrigung nur gewinnen kann.

* * *

Statt unsere Freunde über ihr Unglück zu trösten, setzen wir ihnen auseinander, auf welche Weise sie dasselbe hätten vermeiden können.

* * *

Daß wir Andere geärgert haben, bedauern wir seltener, als daß wir Andere nicht genug geärgert haben.

* * *

Einen Fehler, den wir nicht ablegen wollen, treiben wir gern auf die Spitze, in der Hoffnung, daß man in seiner außerordentlichen

Größe etwas Bewundernswürdiges finden werde, und in dieser Voraussetzung sind wir so eitel auf unseren Fehler, daß wir ihn nur ungern bei Anderen wahrnehmen.

* * *

Raufereien, bei denen wir zusehen, sind uns immer nicht lebhaft genug.

* * *

Bernünftigerweise duelliren sich die Menschen, welchen Tod oder Todtschlag erträglicher ist, als für feige zu gelten.

* * *

Muthig ist, wer sich vor Schmerz und Tod nicht fürchtet und dem entsprechend handelt.

Der Muth wird hoch ästimirt, denn der, welcher ihn besitzt, kann Alles wagen; die Herrschaft über Welt und Menschen gehört ihm, er ist unabhängig von allen Verhältnissen des Lebens: Er steht über ihnen; während umgekehrt der Feige nichts wagen kann, von den

Verhältnissen des Lebens abhängig ist, unter ihnen steht.

Moralisch lobenswerth ist der Muthige erst dann, wenn er für Andere Schmerz und Tod auf sich nimmt.

* * *

Wer im Kampfe des Lebens offen und ehrlich zu Werke geht, gleicht einem Unbewaffneten, der gegen Bewaffnete kämpft.

* * *

Die Zuchthäusler sind nicht schlechter, als andere Menschen: Sie haben nur schlechter gerechnet. Dem entsprechend hat auch ihre Physiognomie nichts ungewöhnlich Böses.

* * *

Wer einen guten Ruf hat, versucht, ihn sich zu erhalten; aber wer einen schlechten Ruf hat, verzweifelt gewöhnlich an der Möglichkeit, ihn in einen guten zu verwandeln, und zieht es deshalb vor, den Fehler, durch welchen er übel berüchtigt ist, auf die Spitze zu treiben. Erlangt er hierdurch auch kein Ansehen, so

erregt er wenigstens Aufsehen, was seiner Eitelkeit genügt, während er gleichzeitig seine Neigung vollkommen befriedigt.

* * *

Die Handlungen und Ereignisse im Leben der Menschen scheinen, von außen gesehen, sehr verschieden und mannigfaltig, aber von innen gesehen, sind fast alle durch eine nur kleine Anzahl von Trieben verursacht, nämlich durch den Erhaltungs- und Erwerbstrieb, den Geschlechtstrieb oder die Eitelkeit.

* * *

Die Fehler, wegen deren wir die einzelnen Menschen tabeln, sind ihnen sehr oft nicht als Individuen, sondern als Gattungswesen eigenthümlich, z. B.: Dieser Monarch stürzt und erhöht seine Günstlinge nicht nach Verdienst, sondern nach Laune. Fast jeder Mensch würde, wenn er Fürst wäre, so handeln. Also schreiben wir mit Unrecht dem besonderen Charakter zu, was eine Folge der besonderen Um-

stände und des allgemein menschlichen Charac-
ters ist.

* * *
Wir lachen über den, der unsere Compli-
mente annimmt.

* * *
Es wurde gefragt, woraus die Selbstach-
tung entspringe. Jemand erwiderte: Aus Man-
gel an Selbstkenntniß.

* * *
Wer, wenn er sich ganz natürlich beträgt,
nicht den Stoß oder gar den Galgen verwirft,
gehört zu den außergewöhnlichen Menschen.

* * *
Wir versichern, daß die Meinung der Welt
uns ganz gleichgültig sei: Um von der Welt
bewundert zu werden.

* * *
Einem Philosophen, der nach zehntausend
Jahren wieder auferstände, würde das, was
sich im Menschengeschlecht verändert hat, wahr-

scheinlich nicht so in Erstaunen setzen, wie das,
was unverändert geblieben ist.

Man halte jeden Menschen so lange für
schlecht, bis er das Gegentheil bewiesen hat.

Wenn Geringschätzung von Seiten Anderer
uns wirklich gleichgültig wäre, so würden wir
uns nicht so viel Mühe geben, sie von unserer
Gleichgültigkeit zu überzeugen.

Das Unglück unserer Freunde macht uns
weniger Kummer, als ihr Glück unseren Neid
erregt.

Wir bemerken es nicht immer, wenn Andere
gütig gegen uns sind, aber wir bemerken es
stets, wenn wir gütig gegen Andere sind.

An unseren Tastern finden wir oft Seiten,
auf die wir eitel sind.

Die Freude über unser eigenes Glück ist
selten so ungetrübt, wie die Freude über unse-
rer Feinde Unglück.

* * *

Man gesteht seine Fehler, um an die mit
ihnen verbundenen Tugenden zu erinnern.

* * *

Nach den meisten Gütern streben wir nur,
um durch sie Bewunderung und Neid zu er-
regen.

* * *

Die Menschen sind, wie Shakespeare sie
schildert, aber aus Furcht vor Strafe und
Schande handeln sie im gewöhnlichen Leben
anders.

* * *

Unerträglich werden die Laster Derer, welche
sich in ihren Lastern gefallen.

* * *

Märtyrer ziehen der physischen Behaglich-
keit das Gefühl, bewundert zu werden, vor.

* * *

In Zeiten der Unruhe, wenn das Schändliche nicht für schändlich gilt, noch bestraft wird, zeigen sich die Menschen, wie sie sind.

Tritt ein Zustand der Ruhe und Ordnung wieder ein, so zeigen sich Alle, wie sie nicht sind: Jeder beherrscht und verstellt sich in so weit, daß er weder den Strafgesetzen seines Volkes, noch der Verachtung oder Geringschätzung der öffentlichen Meinung anheimfällt, — die ihren Ursprung in wenigen tonangebenden Personen hat.

Demnach sind die menschenfreundlicheren Sitten einer Zeit nicht wie ein Fortschritt des menschenfreundlichen Empfindens, sondern nur wie ein erhöhter Grad des Beherrschens und Verstellens aufzufassen.

Auch beruht es hierauf, daß die Zeiten der Unruhe bei den civilisirten Völkern ziemlich dasselbe Gepräge tragen, wie bei den uncivilisirten.

* * *

Unsere Vernunft ist manchmal stark genug, um einen sehr tugendhaften Entschluß zu fassen,

aber nur selten vermag sie ihn auszuführen.

* * *

Man schließt von sich auf Andere, aber selten von den Anderen auf sich.

* * *

Zwei Menschen sind oft von der größten Zärtlichkeit gegen einander, nennen sich Freunde, preisen das Glück beisammen zu sein, können sich nicht trennen und sprechen mit Schmerz von ihrer einstigen Trennung, während im Herzen der eine die Gegenwart des anderen erwünscht.

* * *

Um uns dem Willen Anderer nicht zu fügen, handeln wir sogar gegen unsere Neigung und gegen unser Interesse.

* * *

Um Andere zu ärgern fügen wir häufig uns selbst Leid zu.

* * *

Der Wunsch, eine andere Person zu ärgern,
kann das Motiv zum Selbstmord werden.

* *

Oft verbinden wir uns einen Menschen
nicht so sehr durch eine ihm erwiesene Auf-
merksamkeit, wie dadurch, daß er sich aufmerk-
sam gegen uns hat zeigen können.

* *

Die Fehler unserer Freunde tadeln wir
nicht nach ihrer wirklichen Größe, sondern je
nachdem wir durch sie zu leiden haben. So
tadeln wir ihre Schlechtigkeit und ihr aus-
schweifendes Leben weniger, als daß sie so viel
von sich selbst sprechen oder stolz auf ihre vor-
nehmere Geburt sind (sich wichtig machen).

* *

Oft sagen wir von Jemandem Gutes, in
der Hoffnung, auf Widerspruch zu stoßen.

* *

Man schreibt seine eigenen Erfolge selten
dem Glück und die Erfolge Anderer selten ihrem
Verdienste zu.

* *

Wenn man Bewunderung oder Neid erregen will, so darf man die Absicht nicht merken lassen. Denn sonst wird das Publicum, statt unsere Vorzüge zu beneiden (was ihm unangenehm ist), unsere Absicht verspotten (was ihm angenehm ist).

* * *

Unseren Freunden opfern wir manchmal Vortheile, weil unsere Eitelkeit dabei irgendwie ihre Rechnung findet, aber die Eitelkeit selbst (unseren Ruhm, unsere Beliebtheit, unsere Ehre als vornehme Menschen u. A.) opfern wir ihnen nie, sondern sind viel eher bereit, sie unserer Eitelkeit zu opfern.

* * *

Oft erheben wir die Vorzüge des Einen, um an die Mängel des Anderen zu erinnern.

* * *

Unsere Principien haben großen Einfluß auf die Namen, die wir den Motiven unserer Handlungen geben.

* * *

Mit gesellschaftlich unter uns stehenden
Personen sprechen wir vor der Oeffentlichkeit
nur da freundlich, wo ihre und unsere Ver-
hältnisse allen Menschen bekannt sind.

* * *

Jeder macht die Fähigkeiten oder Güter,
auf deren Besitz er stolz ist, zum Maßstab für
den Werth aller übrigen Menschen.

* * *

Männer lügen ihres Vortheils wegen,
Frauen aber, weil das Lügen selbst ihnen Ver-
gnügen macht.

* * *

Ein Sünling, der sich dem Laster ergiebt,
wird, wie die vom Wurm gestochene Frucht,
vor der Zeit reif.

* * *

Mancher legt ein auffallendes Kleidungs-
stück an und überredet sich später, daß die auf
ihn gerichteten Blicke der Menschen seiner schönen
Figur, seiner geistreichen Physiognomie gelten.

* * *

Wenige haben ein so starkes Gedächtniß,
daß sie den hundertsten Theil ihrer Tugenden be-
halten könnten.

* * *

Emporkömmlinge behandeln ihre Unterge-
benen schlecht, weil sie den Unterschied zwischen
sich und ihnen immer aufs neue betonen müssen.

* * *

Wir tadeln die Schwächen eines Men-
schen deshalb so heftig, weil wir von der Güte
der übrigen Menschen eine irrthümliche Mei-
nung haben.

* * *

Jeder Mensch betrachtet seine eigenen Män-
gel als die Fehler seiner Tugenden und die
Vorzüge, welche er Anderen zugestehet, gewöhn-
lich als die Tugenden ihrer Fehler.

* * *

Daß wir uns wichtig machen, merkt das
Publicum immer und wir nie.

* * *

Die Menschen nehmen uns nichts so übel,
wie ihre eigene Dummheit.

* * *

Häufig zeigen wir uns liebenswürdig, um
auf die Unliebenswürdigkeit Anderer aufmerk-
sam zu machen und unser eigenes Betragen
durch den Gegensatz auf das vortheilhafteste
hervorzuheben.

* * *

Der ist ein guter Mensch, dessen Gaben
ein edler Mensch gern annimmt.

* * *

Wir lieben keinen so selbstlos, daß wir
von ihm nicht entbehrt werden möchten.

* * *

Es ist gefährlich, sich oder Anderen zu schwere
Gesetze aufzuerlegen: Denn weil diese nicht
befolgt werden und andere nicht da sind, wird
man dann nur seinen Neigungen und Leiden-
schaften folgen.

* * *

Es ist vernünftiger, sich in die Fehler seiner Umgebung zu finden, als sie corrigiren zu wollen.

* * *

Mancher ist hart und rücksichtslos nicht aus natürlicher Härte, sondern weil er sich in der Rolle eines harten und rücksichtslosen Menschen gefällt.

Ein Anderer ist gütig, weil er sich in der Rolle eines weichherzigen, zuvorkommenden, gütigen Menschen gefällt.

* * *

Manchen Naturen ist ein Leben ohne Zank und Streit unerträglich langweilig.

* * *

Je besser wir das menschliche Herz kennen, desto nachsichtiger sind wir gegen seine einzelnen Aeußerungen.

* * *

Es ist leichter, sich der sinnlichen Genüsse zu enthalten, als in ihnen Maß zu halten.

* * *

Darüber, daß Jemand unsere Fehler bemerkt hat, trösten wir uns, wenn er dieselben Fehler sich vindicirt: Woraus denn klar wird, daß es uns nicht sowohl schmerzlich ist, mit Fehlern behaftet zu sein, als Fehler zu haben, die ein Anderer nicht hat.

* * *

Die Menschen sind im Augenblicke des Abschieds zärtlich gestimmt, sie fühlen heftigen Schmerz, sich trennen zu müssen, und beklagen tief alle früheren Zwistigkeiten. Wenn aber ein Zufall die Trennung auf eine kurze Zeit verschiebt, so füllen sie dieselbe stets mit der lebhaften Erneuerung jener Zwistigkeiten aus.

* * *

Daß wir gesellschaftlich unter uns stehende Bekannte gelegentlich ignoriren, geschieht nicht aus Hochmuth (wie die Beleidigten stets behaupten, um uns desto heftiger tadeln zu können), sondern aus Furcht, von Unsersgleichen gering geschätzt zu werden. Ignoriren wir sie nicht, so geschieht es, weil wir sie doch nicht

loß werden zu können glauben, oder weil wir meinen, unser Ansehen werde durch die Bekanntschaft mit ihnen nicht leiden, oder weil wir nicht für hochmüthig gelten wollen.

Uebrigens sind die Beleidigten weniger in ihren freundschaftlichen Gefühlen, als in ihrer Eitelkeit beleidigt und machen es ebenso mit Denen, welche tiefer stehen, als sie.

* * *

Die Regungen der Nächstenliebe, des Wohlwollens einerseits und des Neides, der Schadenfreude andererseits hängen nicht mehr von uns ab, als die Regungen unserer Eingeweide.

* * *

Unsere Neigungen bemänteln wir gern mit dem Pflichtbegriff.

* * *

Wir glauben aufrichtig und fest Alles, was wir zu glauben ein Interesse haben.

* * *

Es ist leichter sich gegen Fremde liebenswürdig, ja aufopfernd zu verhalten, als gegen seine nächsten Angehörigen.

* * *

Wir fühlen es stets, wenn man uns verletzt, aber wir fühlen es nicht immer, wenn wir Andere verletzen.

* * *

Wer von seinen Kindern oder Freunden fordert, daß sie liebenswürdiger gegen ihn sein sollen, fordert, daß sie mehr Liebenswürdigkeit heucheln.

* * *

Die Fehltritte schöner Frauen werden besonders von den häßlichen getabelt; den Adelsstolz vornehmer Personen tabeln besonders die Bürgerlichen, und den satirischen Spott witziger Menschen die witzlosen.

* " *

Unsere Freundlichkeit gegen vormals reiche oder angesehene Personen entspringt aus dem dankbaren Gefühle, daß wir nicht mehr durch

ihren Glanz, durch ihre Superiorität zu leiden haben.

* * *

Statt unsere Freunde über ihr Unglück zu trösten, versichern wir ihnen, daß wir daselbe vorhergesehen haben.

* * *

Wir verkleinern die Vorzüge eines Menschen, um unsere Neidempfindung zu verkleinern.

* * *

Lurus aller Art geht schnell ins Extrem, weil jeder immer wieder Etwas haben will, was die Anderen nicht haben.

* * *

Die Lebhaftigkeit, mit der wir unseren Freunden Rathschläge ertheilen, entspringt weniger aus Sorge für sie, als aus dem Vergnügen, sie zu bevormunden.

* * *

Daß wir freundlich gegen Den sind, der von allen Uebrigen zurückgestoßen wird, geschieht weniger aus Menschenfreundlichkeit, als weil

wir nicht mit der Menge gehen wollen: Wir erlangen mehr Beachtung, wenn wir allein auf die entgegengesetzte Seite treten; außerdem üben wir solche Freundlichkeit nur dann, wenn unser Ansehen groß genug ist, um hierdurch nicht gefährdet zu werden.

* * *

Die besten Handlungen haben oft unappetitliche Eingeweide.



Ueber Treiben, Liebe und Ehe.

Es charakterisirt die erste Liebe, daß wir nicht begreifen, wie andere Menschen schon vor uns lieben konnten, da sie doch den einzigen Gegenstand, der uns liebenswerth erscheint, nicht kannten.

* * *

Wenige haben geliebt. Bei den meisten vertritt theils Sinnlichkeit, theils Eitelkeit die Stelle der Liebe.

* * *

Gefahren und Weiber dürfen, wie Nessel, nicht zaghaft angefaßt werden.

* * *

Frauen brauchen nur wenig Geist, um für geistreich zu gelten.

* * *

Jede Frau schätzt die männlichen Eigenschaften am höchsten, die ihrem Manne fehlen.

* * *

Jede Frau ist unglücklich mit ihrem Manne und weiß einen anderen, mit dem sie glücklich sein würde.

* * *

Wenn wir, im Verkehr mit einem edlen, geistreichen, uns innig sympathischen Weibe, schließlich auch den intimen Besitz desselben erlangen, so verlieren wir immer mehr, als wir gewinnen.

* * *

Wer den Wunsch hat, möglichst viele Personen des anderen Geschlechtes in sich verliebt zu machen, — ohne sie verführen, heirathen, plündern, oder sonst positive Vortheile erlangen zu wollen, — ist coquett.

Dieser Wunsch ist entweder an Blicken und Bewegungen sichtbar oder nicht sichtbar und ferner entweder bewußt oder unbewußt.

Die bewußte Coquetterie ist gewöhnlich unsichtbar, und die unbewußte stets sichtbar.

Wenn die bewußte Coquetterie sichtbar ist, stößt sie ab, hingegen hat die unbewußte etwas Anziehendes.

Eine feine Art der sichtbaren Coquetterie ist diejenige, welche unbewußt scheint und bewußt ist.

Die Aeußerungsweise der Coquetterie ist also mannigfaltig, ihre Stärke hingegen ist bei verschiedenen Menschen nicht sehr verschieden.

An der Coquetterie findet man Gefallen, theils weil es angenehm ist, Personen des andern Geschlechtes zu seinen Füßen zu sehen, besonders aber weil man von Personen desselben Geschlechtes um seine Eroberungen beneidet werden will.

* * *
Mädchen schreiben die Erfolge anderer Mädchen stets der Coquetterie derselben zu.
* * *

* * *
Schöne Frauen sind stolz auf ihre Eroberungen, häßliche auf ihre Tugend.
* * *

Frauen erscheinen uns in ihrer Wahl nie unbegreiflicher, als wenn sie andere uns vorziehen.

* * *

Die lebenslängliche Ehe ist ein nützliches, aber unnatürliches Institut.

* * *

Die Größe des ehelichen Glückes steht in umgekehrtem Verhältniß zu der Länge des täglichen Beisammenseins.

* * *

Bei den Heirathen unserer Zeit spielt keine Empfindung eine so untergeordnete Rolle, wie die Liebe.

* * *

Es ist reizvoll ein Mädchen nicht zu verführen, welches auf dem Punkte steht, sich uns zu ergeben: Denn unserer Eitelkeit genügt ihr Wollen, und für den flüchtigen Liebesgenuß erlangen wir das angenehme Gefühl unseres hohen Edelmuthes.

* * *

In der Liebe macht man dem anderen Theil oft Kälte zum Vorwurf, um seine eigene Kälte zu verbergen.

* * *

Die Taktik, welche die Frauen zur Vertheidigung ihrer Behauptungen anwenden, ist außerordentlich zweckmäßig.

Zunächst sprechen sie die Behauptung aus, vielleicht mit Hinzufügung eines schwachen Beweises. Wenn der Mann diesen Beweis umständlich widerlegt hat, so sprechen sie ihre Behauptung, mit etwas ärgerlicher Stimme, zum zweiten Mal aus, ohne irgend etwas hinzuzufügen. Der Mann, einigermaßen erstaunt, noch um keinen Schritt weiter gekommen zu sein, führt seinen Beweis von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, aber die Frau wiederholt bloß ihre Behauptung, oder klagt, wenn sie der Sache überdrüssig ist, über Migräne und Nervenverstimmung, womit denn die Lazarethfahne aufgezo- gen und jeder weitere

Angriff, nach den Gesetzen des Völkerrechts,
abgeschnitten ist.

* * *

Das weibliche Geschlecht ist von Natur
nicht coquetter, als das männliche; aber wäh-
rend der Ehrgeiz des Mannes sich nach ver-
schiedenen Richtungen hin bethätigen kann,
eristirt für alle ehrgeizigen Bestrebungen des
Weibes nur Eine Richtung: Eroberungen.

* * *

Die Coquetterie ist der Ehrgeiz des weib-
lichen Geschlechts.

* * *

Wenn ein Mann heirathet, so hatte er ge-
wöhnlich schon Duzende von Weibern besessen;
da hat seine Phantasie, sein Verlangen zu
wechseln sich abgeföhlt: Er bleibt seiner Frau
aus Erschlaffung treu.

Singegen wird die Phantasie der Frau
durch das eheliche Leben erst aufgereggt, und
wennleich sie ihren Mann im ersten Stadium
der Ehe mehr liebt, als je zuvor, so wird sie

doch bald seiner überdrüssig und verlangt zu wechseln.

* * *

Gewöhnlich entspringt die Untreue einer jungen Frau weniger aus Neigung zu ihrem Geliebten, als aus Ueberdruß an ihrem Manne.

* * *

Wenn man nicht mehr lieben mag, so denkt man daran, zu heirathen.

* * *

Daß sie keinen Mann haben, schmerzt die Mädchen weniger, als der Gedanke, daß man glauben möchte, sie könnten keinen Mann bekommen.

* * *

Wie oft man seiner Frau gegenüber auch Recht haben mag, die Frau behält immer Recht.

* * *

Liebende sind nie zärtlicher mit einander, als wenn sie ihre Langeweile verbergen wollen.

* * *

Gegen die Untreue seiner Geliebten kann man sich nur dadurch schützen, daß man sie von vornherein als unvermeidlich betrachtet.

* * *

Einen unglücklich Liebenden schmerzt es weniger, daß er des Liebesgenusses entbehren muß, als daß ein Anderer ihm vorgezogen ist, und einen glücklich Liebenden freut die Bevorzugung fast immer mehr, als der Liebesgenuß.

* * *

Unsere Liebe mästet sich mit dem Aerger über erlittene Zurücksetzung.

* * *

Die Eitelkeit ist die Amme der Liebe.

Freilich giebt es eine wahre Liebe, die keine Amme bedarf, weil sie, wie Minerva, erwachsen zur Welt kommt.

* * *

Fast Alle werden geheirathet, weil man sie nicht kennt, fast Niemand, weil man ihn kennt.

* * *

Niemand würde seines Nächsten Gattin zum Weibe begehren, wenn er sie so genau kannte, wie sein Nächster.

* * *
Männer herrschen, Frauen tyrannifiren.

* * *
Jede Frau stachelt den Ehrgeiz ihres Mannes, weniger damit er von anderen Männern, als damit sie vor anderen Frauen hervorrage.

* * *
Der Liebende will besitzen, der Eitele nur begehrt werden.

* * *
Je mehr Glück wir uns von dem Besiz eines Gegenstandes versprechen, desto unglücklicher werden wir durch seinen Besiz. Daher sind die Ehen aus Liebe fast immer unglücklich und Geldheirathen verhältnißmäßig glücklich.

* * *
Gegen seine Frau, seine Untergebenen, seine Diener darf man kein Mißtrauen zeigen. Denn hierdurch werden sie an die Möglichkeit eines

Treubruchs erinnert; auch erscheint ihnen derselbe weniger schlecht, weil der Mißtrauische sich ja gleichsam auf ihn vorbereitet hat.

Außerdem sind sie gerade treu, weil sie die Ehre, für treu gehalten zu werden, nicht verscherzen wollen, und endlich gewährt es kein geringes Vergnügen, Den, welcher mißtrauisch jeden unserer Schritte bewacht, zu überlisten.

Daher ist es zweckmäßig, stets das größte Vertrauen zu zeigen, — und das größte Mißtrauen zu hegen.

* * *

Vor der Welt affectiren Gatten noch lange Glückseligkeit, nachdem die Welt schon bis ins Einzelste von ihrem Unglück unterrichtet ist.

* * *

Wie oft wir selbst auch zu lieben heucheln mögen, wir glauben stets aufrichtig geliebt zu werden.

* * *

Die Mädchen lieben stets solche Männer, welche von Anderen schon geliebt werden: Um diesen den Rang abzulaufen.

* * *

Das weibliche Geschlecht zieht stolze, anmaßende und freche Männer den unterwürfigen und bescheidenen vor: Sene reizen es, sie zu unterwerfen; diese sind schon unterworfen und haben deßhalb keine Interesse mehr.

* * *

Wenn Liebe Gegenliebe findet, erlischt sie häufig, noch bevor sie irgend einen Liebesgenuß gekostet hat: Es lag ihr weder Sinnlichkeit noch Sympathie zu Grunde, sondern Eitelkeit.

* * *

Man heiratet nicht: Denn von seinen erwachsenen Kindern wird man entweder mit Nachsicht behandelt (was unangenehm ist) oder ohne Nachsicht (was sehr unangenehm ist).

Außerdem verbünden sich erwachsene Kinder mit der Mutter gegen den Vater oder mit dem Vater gegen die Mutter. —

Die Frau behandelt nicht ihren Freund so gut und ihren Mann so schlecht, weil die Persönlichkeit des Einen ihr zusagender ist, als die des Anderen, sondern weil eben der Eine ihr Mann und der Andere ihr Freund ist.

Man lasse sie die Stellen tauschen, und ihre Behandlung wird gleichfalls umgekehrt werden.

* * *

Zurücksetzung vergrößert die Liebe, theils weil jeder erstrebte Gegenstand uns werthvoller erscheint, wenn zwischen uns und ihn sich Schwierigkeiten drängen, besonders aber weil der Zurückgesetzte jetzt durch den Besitz des geliebten Gegenstandes nicht nur seiner Liebe zum Genuß verhelfen, sondern gleichzeitig seiner gekränkten, vielleicht durch Bevorzugung eines Anderen tief verletzten Eitelkeit Genugthuung verschaffen will.

Daher auch die allen bekannte Thatsache, daß Eifersucht unsere Liebe verstärkt.

* * *

Statt „dieses Mädchen ist coquett“ würde richtiger gesagt: Die Coquetterie dieses Mädchens sieht man.

Man will die viel Begehrte, um der Vielen Vorgezogene zu sein.

Daß Weiber den ersten Fehltritt langsamer thun, als Männer, dann aber häufig schnell ganz und gar sinken, beruht nicht auf dem specifisch weiblichen Charakter, sondern auf den Verhältnissen. Denn die Ehre des Weibes ist durch den ersten Fehltritt nun doch einmal verloren; es nützt ihm nichts, auf halbem Wege stehen zu bleiben.

Frauen entschuldigen an ihren Günstlingen Alles und tadeln Alles an Denen, die sie nicht leiden können.

Die Freier unserer Zeit prüfen nur die Emballage der Braut.

Ein schönes Weib macht häufig Die unglücklich, die sie nicht besitzen, und Den, welcher sie besitzt.

* * *

Den, welchen man nicht mehr liebt, behauptet man, nie geliebt zu haben. Daher die Versicherung aller Frauen, daß sie ihre Männer nie geliebt hätten.

* * *

Die Complimente, welche wir den Weibern machen, sind ihnen schmeichelhaft als ein Tribut ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, ihres Geistes, während wir sie doch nur machen, um selbst für liebenswürdig und geistreich gehalten zu werden.

* * *

Man will der Auszeichnung wegen Dem gefallen, dem sonst Niemand gefällt. Daher liebt das weibliche Geschlecht gerade die anspruchsvollen, verachtenden Männer.

* * *

Die Weiber nehmen es übel, wenn wir sie in schlechter Toilette überraschen, während der umgekehrte Fall sie sehr zu unseren Gunsten einnimmt.

* * *

Die Weiber wollen jedem Mann gefallen, ihren eigenen natürlich ausgenommen.

* * *

Frauen begeistern sich häufig für einen großen Mann, aber selten für seine Leistungen.

* * *

Die Frau hört auf, ihren Kindern Vorwürfe zu machen, wenn der Mann mit einstimmt; vielmehr kehrt sie den Spieß dann um und vertheidigt die Kinder gegen den Vater.

* * *

Mit den Weibern spricht man nicht, man schwätzt.

* * *

Oft streben wir nach dem Besiz einer Person oder eines Gegenstandes nur um des Bewußt-

feins willen, daß wir im Stande sind, sie zu erlangen.

* * *

Man muß seine Braut heirathen, bevor man sie genau kennt: Denn, wenn man sie erst genau kennt, wird man sie nimmermehr heirathen.

* * *

Jemand sagte: Bei allen Verlobungen empfinde ich ein lebhaftes Gefühl der Freude, natürlich der Schadenfreude.

* * *

Die Bigamie wäre in gewisser Hinsicht nicht unpractisch: Denn, wenn beide Frauen auch fortwährend mit einander zankten, so würde doch jede von ihnen den Mann aufs beste behandeln: um ihn zu überzeugen, daß die andere Schuld sei.

* * *

Wenn zu der Liebe, mit der wir nach dem Besitz eines Weibes streben, sich Eifersucht gesellt, so erscheint das Weib uns liebenswürdiger, anmuthiger und schöner, überhaupt um

seiner selbst willen begehrenswerther, während wir thatsächlich seinen Besitz nur deshalb jetzt mehr begehren, weil wir Anderen vorgezogen werden wollen.

* * *

Eine glückliche Liebe mag Vorzüge vor einer unglücklichen haben, aber die unglückliche dauert länger, als die glückliche.

* * *

Das weibliche Geschlecht hat eine Vorliebe für ausschweifende Männer, theils wegen der Verständnißinnigkeit, theils weil es Reiz hat, den übrigen Geliebten Jener den Rang abzulaufen.

* * *

Wenn ein Mädchen, das wir besitzen möchten, aber nicht heirathen, einen Anderen heirathet, so schmerzt uns das nur wenig. Hätte sie aber einen anderen Liebhaber uns vorgezogen, so würde uns das außerordentlich schmerzen: Woraus denn klar wird, wie wenig Liebe und wie viel Eitelkeit wir haben.

* * *

Die qualvollste Sehnsucht nach dem Besitz des geliebten Gegenstandes ist ein seliges Gefühl im Vergleich mit dem Gefühl des Glets, nachdem man besessen hat.

* * *

In den Garderoben der Ballsäle messen sich die Damen mit feindseligen Blicken; heimlich kichern sie über verunglückte Toiletten; mit unverstellter Freude gratulirt eine Gespielin der anderen zu ihrer gelungenen Toilette, wenn sie dieselbe mißlungen findet, während dort ein Anzug als „nicht so hübsch, wie sonst“ bezeichnet wird, wenn er ungewöhnlich hübsch ist; auch beachte man die guten Rathschläge über kleine, zweckmäßige Veränderungen des Costüms, die gegeben und von Neulingen, unter dem spöttischen Lächeln Erfahrener, befolgt werden; die Belagerung der Spiegel; den zufriedenen Ausdruck, mit dem schließlich jede vom Spiegel fortgeht; die affectirte Unruhe derer, die ihrer Tänzer sicher sind; die affectirte Ruhe der Fürchtenden; die neidischen

Blicke der Weltenden; die gleichgültigen Dinge,
über die sich die Mütter unterhalten, während
sie die Töchter vergleichend anschielen.

* * *

Weiber schreien, wo Männer handeln.

* * *

Cynthia liebt von zwei Männern den einen.
Lesbia kommt dazu, welche ein natürliches
Pendant zum anderen ist. Trotzdem liebt sie
den ersteren, zu dem sie gar nicht paßt: Um
ihn Cynthia zu entreißen.

* * *

Wenn es aufhörte, Mode zu sein, daß
man seine Eroberungen erzählt, so würde die
öffentliche Sittlichkeit hierdurch mehr, als durch
irgend etwas Anderes gehoben werden.

* * *

Um eine Frau für sich einzunehmen, ist
es oft zweckmäßig, ihren Mann gegen sich ein-
zunehmen.

* * *

Nichts bestärkt eine Frau so sehr in ihrem Vorfaß, wie der Widerspruch ihres Mannes.

* * *

Man denkt: mit diesem Mädchen wäre ich glücklich geworden, — ohne zu erwägen, daß man von seiner Frau daselbe dachte.

* * *

Gatten behandeln sich so wenig menschenfreundlich, weil nicht — wie im Verkehr mit Fremden — Interesse oder Eitelkeit zu einem entgegengesetzten Betragen veranlassen.

* * *

Weil die Frau nachdrücklicher und gleichsam umsichtiger quält, als der Mann, und weil Männer sich dem Schelten, Besspötteln, Klagen, strafend Anblicken und Anschreien nicht so gut zu entziehen verstehen, wie Frauen, so hat die Bibel völlig Recht: Er soll dein Herr sein.

* * *

Das Band, welches Verlobte sowohl wie Eheleute bindet, ist oft die Furcht vor Scandal.

* * *

Oft glaubten wir eine Person des andern Geschlechts zu lieben, ihren Besiz zu begehren, wenn wir aus Eitelkeit von ihr begehrt werden wollen.

* * *

Unsere Liebe wächst, wenn ihr Gegenstand auch unseren Freunden gefällt, — weil unsere Eitelkeit nun gleichfalls triumphiren kann.

Unsere Liebe nimmt ab, wenn ihr Gegenstand unseren Freunden mißfällt, weil unsere Eitelkeit jetzt nicht triumphiren kann, vielleicht gar leidet.

* * *

Weiber sind von Natur nicht neidischer, als Männer, aber weil alle Weiber geborene Concurrentinnen sind, so haben sie öfter Veranlassung zum Neiden.

* * *

Die Treue unserer Geliebten hängt von dem Umstande ab, ob sie einen besseren Liebhaber findet oder nicht.

* * *

In der Liebe pflegt man gleichzeitig Betrüger und Betrogener zu sein.

* * *

Die Frau ist nicht selten über die Versehen ihres Mannes erfreut, weil sie nun durch Vorwürfe ihre Herrschaft befestigen kann. —

* * *

Die Frauen würden sich schneller ergeben, wenn sie nicht fürchteten, sich in den Augen des Verführers selbst herabzusetzen.

* * *

Die Frauen gewähren ihre Gunstbezeugungen selten den Zaghaften. Denn sie geniren sich vor ihm, durch ihr Betragen mehr Leichtgligkeit zu zeigen, als er selbst in seiner Zaghaftigkeit vorausgesetzt.

Hingegen scheint der Kühne sie nun doch einmal zu Gunstbezeugungen geneigt zu halten, so daß sie durch das Zugeständniß derselben nichts mehr vor ihm verlieren. Auch zwingt die zuversichtliche Besiznahme ihnen unwillkürlich den Gedanken auf, daß dieselbe irgendwie

sich auf einen wirklichen Rechtsanspruch gründen müsse, und überhaupt ist einiger Muth erforderlich, um Jemanden Das abzuschlagen, was er wie sein rechtmäßiges Eigenthum requirirt.

* * *

Eine Frau, die zufällig gehört hat, daß bedeutende Frauen auch die Vorreden der Bücher lesen (nach Jean Paul), wird in Zukunft alle Vorreden lesen.



Vermischte Gedanken.

Die sogenannten guten Gesellschafter pflegen sich selbst schlechte Gesellschafter zu sein, und umgekehrt.

* * *

Um sich mit Leichtigkeit auf der Oberfläche des gesellschaftlichen Elementes erhalten zu können, darf man nicht specifisch schwerer sein, als dieses Element. Sonst sinkt man unter, wie der Stein im Wasser.

* * *

Den Namen des Vorgestellten spricht man um so deutlicher aus, je vornehmer er klingt, und umgekehrt.

* * *

Wir betonen die Standesunterschiede gegen Personen, die nur wenig unter uns stehen,

schärfer, als gegen solche, die tief unter uns stehen.

* * *

Wer immer zu incommodiren fürchtet, incommodirt am meisten.

* * *

Ein Mensch, von dessen Schicklichkeit wir einen hohen Begriff haben, thut nichts Unschickliches.

* * *

Ein allgemein beliebter Mensch hat mittelmäßige Tugenden und mittelmäßige Laster.

* * *

Gesellschaftlich fein geschliffene Dummköpfe sehen der Verlegenheit, mit der ein Gelehrter sich unter ihnen bewegt, nicht ohne Genugthuung zu. Sie sollten jedoch bedenken, daß es nur ihre Dummheit ist, die jenen so verlegen macht.

* * *

Gute Manieren sind ein *passe-partout*, auf das selbst Mängel jeder Art sehr gern in

der Gesellschaft zugelassen werden, während ein Mensch mit schlechten Manieren, welche Eigenschaften er sonst auch haben mag, in der Gesellschaft nur geduldet wird.

* * *

Wer sich nur um den Kern der Dinge kümmert, stößt in der Welt da an, wo es sich nur um die Schale handelt, d. h. ziemlich überall.

* * *

Nur wer mit Dreistigkeit auftritt, darf ungestraft grobe Formfehler machen.

* * *

Unter uns stehende Personen sind leicht von uns entzückt: Wir brauchen ihnen nur etwas Freundlichkeit zu zeigen.

Hingegen ist es schwer, sich höher Stehende geneigt zu machen: Dies nämlich erfordert Menschenkenntniß, Selbstbeherrschung und vielleicht Characterlosigkeit.

* * *

Darüber, daß wir in der Gesellschaft nicht

gefallen, kann uns die Beschaffenheit Derer trösten, welche dort gefallen.

* * *

Welche Ungeschicklichkeit, Tactlosigkeit oder Ignoranz wir gelegentlich auch documentiren mögen, im Nu haben wir einen Gesichtspunkt gefunden, der uns vollkommen entschuldigt. Wenn hingegen Andere es auch nur im Geringssten versehen, so bleibt uns unbegreiflich, warum sie nicht vor Scham ins Wasser springen oder auswandern.

* * *

Tactvolle Menschen, die da fühlen, was Andere verlegt, erscheinen besser, als sie sind. Denn tactvoll handeln sie nicht sowohl aus natürlicher Liebenswürdigkeit, als weil sie nicht für unliebenswertig gelten wollen.

Tactlose Menschen erscheinen schlechter, als sie sind. Denn sie verletzen allerdings oft, merken aber nicht, daß sie verletzen.

* * *

Bedeutenden Menschen fällt das gesellschaftliche Schwagen ebenso schwer, wie faden Menschen die Unterhaltung über bedeutende Gegenstände.

* * *

Wer eine Empfindung verbergen will, trägt die entgegengesetzte stets in unnatürlich hohem Maaße zur Schau.

* * *

Wer das Ungehörige dreist thut, überträgt seine scheinbare oder wirkliche Ueberzeugung, als müsse es nur so sein, wenigstens theilweise auch auf die Zuschauer.

Wer das Ungehörige ängstlich, verlegen thut, scheint selbst die Ueberzeugung zu haben, als müsse es nicht so sein, und sie überträgt sich in sehr verstärktem Maaße auf die Zuschauer.

* * *

Die Offenheit ist das Vorrecht des Ueberlegenden.

* * *

Wer eine gute Gelegenheit vorübergehen
ließ, versteht selten, bis zur nächsten guten
Gelegenheit zu warten.

* * *

Unseren Vorgesetzten sind wir unangeneh-
mer, wenn wir zu klug, als wenn wir zu dumm
sind. Man muß gerade die richtige, ihnen an-
genehme Mitte treffen.

* * *

Die Menschen würden nicht gesellschaftlich
mit einander leben, wenn sie ohne Eitelkeit
wären.

* * *

Die meisten würden vor Langeweile um-
kommen, wenn ihre Eitelkeit sie nicht beschäf-
tigte.

* * *

Ob die Welt gut oder schlecht von uns
spricht, hängt am wenigsten davon ab, ob wir
wirklich gut oder schlecht sind.

* * *

Die Aristokratie hat sich stets so getragen und bewegt, wie das Ebenmaß, die Schönheit es verlangt. So entstand das (erbliche) aristokratische Aussehen.

Der Bürger hat sich stets so getragen und bewegt, wie der Nutzen, die tägliche Arbeit es verlangt. So entstand das (gleichfalls erbliche) bürgerliche Aussehen.

* * *

Daß wir über Den spotten, der so viel Gewicht auf die Form legt, hindert uns nicht, auch Den zu verspotten, der keine Form hat.

* * *

Die Menschen denken stets anders über uns, als wir glauben.

* * *

Um in Erfahrung zu bringen, wie die Anderen über uns sprechen, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, wie wir über sie sprechen.

* * *

Jeder Mensch ist in den Kreis seiner Neigungen und Geschmackrichtungen gebannt: Sie scheinen ihm vernünftig und gut, weil er sie hat, und die Neigungen Anderer findet er unbegreiflich, verrückt, weil er sie nicht hat.

* * *

Niemand verstößt so oft gegen die Form, wie Der, welcher immer gegen sie zu verstoßen fürchtet.

* * *

Die, welche sich nichts, und Die, welche sich Alles gefallen lassen, kommen gleich gut durch die Welt.

* * *

Jeder Mensch hat unter seinen Gütern (des Geistes, des Körpers oder des äußeren Besitzes) eines, das er gewissermaßen als die Sehenswürdigkeit seiner Person betrachtet. Auf dies ist er stolz, auf dies sieht er alle übrigen Menschen an und, je nachdem sie das-

selbe Gut gleichfalls haben oder nicht haben,
schätzt oder verachtet er sie.

* * *

Lächerlich erscheinen wir aus Furcht, lächerlich zu erscheinen.

* * *

Man muß sehr gemein sein, um nicht für einen Sonderling zu gelten.

* * *

Überall und immer Bekanntschaften machen wollen, verräth Mangel an Bornehmheit, sowohl der Geburt wie des Geistes.

* * *

Fast jedem moralischen Fehler können wir noch eine Seite abgewinnen, die uns schmeichelt und unsere Superiorität zeigt. Aber intellektuelle Mängel ordnen uns unerbittlich den übrigen Menschen unter. Daher will Mancher für egoistisch, frech, ausschweifend, rücksichtslos, aber Niemand für dumm gelten.

* * *

Ein Geheimniß nicht auszulaudern, durch dessen Mittheilung wir uns interessant machen könnten, fällt unserer Eitelkeit sehr schwer.

* * *

Wir lesen selten die Charakteristik eines großen Mannes, ohne uns getroffen zu fühlen.

* * *

Die Thatfachen, welche uns träumen, sind imaginär, aber die ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen pflegen genau unserem wirklichen Gemüthszustande adäquat zu sein.

* * *

Der Traum offenbart uns unseren Charakter.

* * *

Sebe von zwei Personen, die sich nach ihrer ersten Begegnung trennen, denkt häufig nur daran, wie entzückt die andere von ihr sein wird. Also irrt sich jede.

* * *

Intellectuelle Mängel sehen manchmal wie
Vorzüge des Herzens aus.

* * *

Daß wir Den, welcher dumm und glücklich
ist, nicht beneiden, ist unvernünftig.

* * *

Die Meinungen des gewöhnlichen Men-
schen sind nicht durch vernünftige Ueberlegung
und den Vergleich mit anderen Meinungen,
sondern durch Gewohnheit entstanden: Die
Gebrauche seines Volkes oder Standes hält
er für gut, weil er nur sie von Jugend auf
befolgt hat und hat befolgen sehen.

Demnach hat er seine Meinungen nicht,
weil er sie für vernünftig hält, sondern er hält
sie für vernünftig, weil er sie hat.

* * *

Die Verletzung unserer Eitelkeit schmerzt
weniger, als der Versuch, die Verletzung wieder
gut zu machen. Denn aus legerem geht hervor,

daß unsere Eitelkeit und ihre Verletzung bemerkt worden sind.

* * *

Wir schätzen unsere Güter, Talente, Tugenden und Laster in so weit, als wir unsere Eitelkeit durch sie befriedigen können.

* * *

Wer nach etwas gefragt worden ist, was er nicht weiß, erscheint sich selbst weit dümmer, als dem Frager.

* * *

Es ist eben so leicht, weniger Begabte aufrichtig zu verachten, wie es schwer ist, höher Begabte aufrichtig zu schätzen.

* * *

Unsere Selbstbewunderung ist unüberwundbar.

* * *

Unsere eigenen Fehler gefallen uns wohl, wie unangenehm sie auch Anderen sein mögen, gleichwie man seine eigenen — — — wohlriechend findet.

* * *

Unsere Eigenthümlichkeiten betrachten wir als Vorzüge, und die Anderen betrachten sie als Narrheiten.

* * *

Wir ärgern uns, wenn Die, welche liebenswürdig gegen uns sind, sich ebenso gegen Andere betragen: Wir wollen nicht bloß gefallen, sondern besser gefallen, als Andere.

* * *

Behaglich mit einander sprechen können ist ein geringeres Zeichen von Sympathie, als behaglich mit einander schweigen können.

* * *

Wer uns nicht gefällt, den nennen wir unsympathisch, aber wem wir nicht gefallen, den hassen wir.

* * *

Von unseren Vorzügen gestehen wir die ein, welche an und für sich angenehm sind (wie Gesundheit, Zufriedenheit), aber nicht die, wegen deren wir gefallen, bewundert, beneidet

werden (wie Schönheit, Klugheit und ähnliche,
zur Eitelkeitsbefriedigung taugliche).

* * *

Wir sprechen nie mit größerer Verachtung
von der Meinung der Welt, als wenn sie uns
nicht respectirt.

* * *

Von einer großen Masse, die sich zustim-
mend oder ablehnend verhält, folgen Zwei oder
Drei ihrem Urtheil, die Uebrigen ihrem Nach-
ahmungstrieb.

* * *

Eine Person, die uns sympathisch ist, nennen
wir gern „Kleiner,“ „Kleine,“ woraus denn klar
wird, wie unsympathisch uns alles Große ist.

* * *

Verachtung und Geringschätzung pariren
wir dadurch, daß wir den Verächter als in-
competent oder die verachteten Güter als un-
wichtig ansehen.

Wenn aber der Verächter competent und

das verachtete Gut uns wichtig ist, so gestehen wir uns diesen Sachverhalt nicht zu.

* *

Eine ausländische Physiognomie verliert, wenn wir sie häufig sehen, für uns den Ausdruck des Typischen. Der immer stärker hervortretende Individualcharakter verdrängt den Charakter (Typus) der Species.

* *

Zuweilen finden wir uns nicht schön, wenn wir vor den Spiegel treten, aber wir bleiben dann vor ihm stehen, bis wir uns schön finden.

* *

Wer eine Dummheit gesagt hat und das fühlt, hat einen unwiderstehlichen Drang, noch mehrere zu sagen.

* *

Jemand machte eine allgemeine Bemerkung, über die seine beiden Zuhörer verlegen wurden: Jeder von Beiden dachte, der Andere müsse sie auf sich anwenden.

* *

Ein Geizhals konnte sich nicht zur Anschaffung eines neuen Portemonnaies entschließen, obgleich sein altes Bócher hatte, durch welche er sein Geld verlor.

* * *

Wenn wir den Gedanken, daß man diese oder jene Meinung über uns habe, nicht ertragen können und Jemand sagt uns in klaren Worten, daß er diese Meinung hat, so glauben wir ihm das nicht oder vergessen es in demselben Augenblick wieder.

* * *

Die meisten Redner haben nur Einen aufmerksamen Zuhörer.

* * *

Wir finden es unerträglich, daß uns Andere von ihren Angelegenheiten unterhalten, weil wir sie von den unsrigen unterhalten wollen.

* * *

Die von uns prophezeite Gestaltung der Dinge wünschen wir oft, selbst wenn sie uns nachtheilig ist.

* * *

Beim Debattiren suchen fast alle Menschen weniger sich zu belehren und aufzuklären, als Recht zu behalten. Daher die Gereiztheit selbst bei Gegenständen, die ganz ohne persönliches Interesse sind. Auch beruht es hierauf, daß man gegen die klügsten und begründetsten Argumente, statt sie zu acceptiren, gerade die heftigste Opposition macht. Behält aber der Gegner schließlich doch Recht, so empfindet man nicht Freude über die gewonnene Einsicht, sondern nur das beschämende Gefühl, Unrecht zu haben.

* * *

Oft vertheidigen wir unsere Meinung, weniger, weil wir sie für richtig halten, als weil wir gesagt haben, daß wir sie für richtig halten.

* * *

Wenn wir den Charakter eines Menschen in irgend einer Kategorie, z. B. der Mord-

brenner, untergebracht haben, so wünschen wir,
daß er nun auch demgemäß handeln möge.

* * *

Wir ärgern uns stets, wenn sich ein schein-
bar unsinniges und gern von uns bespötteltes
Betragen, nachdem die Motive hervorgetreten
sind, als vernünftig darstellt.

* * *

Denen, welche Unrecht haben, Recht zu geben
ist vernünftiger, als sie davon überzeugen zu
wollen, daß sie Unrecht haben.

* * *

Nach Principien, die wir öffentlich ausge-
sprochen haben, handeln wir: Um nicht incon-
sequent zu erscheinen.

* * *

In unserem tadelnswerthen Betragen be-
harren wir oft gegen unsere Neigung: Um
Anderen nicht zuzugestehen, daß sie Recht hatten,
als sie jenes Betragen tadelten.

* * *

Die Güte verschafft uns kein Ansehen,
sondern die Klugheit, die hohe Geburt, der
Reichthum. Daher achten wir freilich den
Gütigen, aber beneiden den Klugen, den An-
gesehenen, den Reichen.

* * *

Den unversöhnlichsten Haß gebiert der
Neid.

* * *

Den Wunsch, etwas sehr Kluges zu sagen,
bewirkt stets, daß man etwas sehr Dum-
mes sagt.

* * *

Gewöhnlich findet es der Andere gerade so
langweilig uns zuzuhören, wie wir es inter-
essant finden.

* * *

Es ist zweckmäßig, seine Fehler sich zu
gestehen und sie Anderen zu verbergen.

* * *

Die Verlegenheit ist ein mißlicher Affect,
weil die Bemühungen der Vernunft, welche

bei allen übrigen Affecten doch wenigstens etwas nützen, hier schaden.

* * *

Gewöhnlich sind wir unnöthigerweise verlegen, weil der Andere nicht mit dem Eindruck beschäftigt ist, den wir auf ihn machen, sondern mit demjenigen, den er auf uns macht.

* * *

Verlegen sein steht dem weiblichen Geschlecht gut, dem männlichen schlecht.

* * *

Man lacht über seine Ungeschicklichkeit, damit die Anderen nicht darüber lachen.

* * *

Bedeutende Menschen sind oft verlegen; denn sie fühlen, daß sie anders sind als die übrigen und fürchten nun, ihnen lächerlich zu erscheinen.

Dies gilt aber nur von betrachtenden Naturen, welche der Art nach von den übrigen verschieden sind; durch practische Klugheit ausgezeichnete Menschen sind nicht verlegen; denn

sie haben dieselben Eigenschaften, welche die anderen haben, in höherem Maße.

* * *

Im Zustande der Verlegenheit wünscht man sein Gesicht als den Schauplatz seiner Verlegenheit zu verbergen, z. B. mit der Hand. Damit diese Absicht aber nicht gemerkt wird, macht man sich irgend etwas im Gesichte zu schaffen, und zwar thut Jeder unwillkürlich (in Folge associirter Gewohnheit) das, was gerade er gewöhnlich in seinem Gesichte zu thun pflegt. So reiben sich Leute, die gewohnt sind, ihre kranken Augen zu reiben, auch im Zustande der Verlegenheit die Augen u. A.

* * *

Genialität, Rang oder Reichthum schützen vor dem Verlegenwerden nicht so sicher, wie ein sehr hoher Grad von Dummheit: Denn ihrem Inhaber liegt die Furcht, einen schlechten Eindruck hervorzubringen, ganz und gar fern.

* * *

Unser Betragen ist stets ohne Verlegenheit, wenn wir von einer großen Sorge erfüllt sind, weil hierdurch die kleinere Sorge, einen schlechten Eindruck zu machen, verdrängt wird.

* * *

Es ist behauptet worden, daß das Vergnügen, welches der Eitele am Bewundertwerden findet, darauf beruhe, daß die Bewunderung ihn an den Besitz und den Werth des bewunderten Gutes erinnere. Aber wen Bewunderung nur vorübergehend (gleichsam nur als Mittel zum Zweck), an letzter Stelle hingegen der Werth des bewunderten Gutes an und für sich selbst erfreut, — den bezeichnet Niemand als eitel; vielmehr ist umgekehrt gerade Derjenige eitel, den der Besitz eines Gutes deswegen freut, weil er vermittelst desselben Bewunderung erlangen kann (so daß das Gut Mittel und die Bewunderung Zweck ist).

* * *

Wir finden es unsinnig, wenn Jemand zum Maßstab des menschlichen Werthes Talente oder Besizthümer macht, die wir nicht haben.

* * *

Wer Vorzüge hat, sich ihrer bewußt ist und dieses Bewußtsein durch sein Betragen ausdrückt, ist stolz.

Wer Vorzüge hat und sich ihrer bewußt ist, dieses Bewußtsein aber nicht in seinem Betragen ausdrückt, ist bescheiden.

Wer keine Vorzüge hat, aber deren zu haben glaubt, ist anmaßend.

Wer Vorzüge hat, aber glaubt deren nicht zu haben, ist kleinmüthig.

Wer alle Stände verachtet, seinen eigenen ausgenommen, ist hochmüthig.

Wer alle Andersmeinenden haßt, ist Fanatiker.

Der Fanatismus ist ein Hochmuth des Gedankens, und der Hochmuth ein Fanatismus des Standes. Aber während der Fanatiker alle Andersmeinenden umbringen möchte, würde

der Hochmüthige sehr in Verlegenheit gerathen ohne zu demüthigende Menschen. —

Wer Empfindungen zeigt, die er nicht hat, verstellt sich.

Wer Empfindungen, die er hat, nicht zeigt, beherrscht sich.

Frauen beherrschen sich, Männer verstellen sich öfter.

Es ist leichter sich zu verstellen, als sich zu beherrschen.

Edelnswerth ist Verstellung nur dann, wenn sie zum Schaden Anderer angewendet wird.

* * *

Die Franzosen haben zu wenig Vernunft und die Deutschen zu viel.

* * *

Sobald wir ein Interesse daran haben, eine bestimmte Meinung für richtig zu halten, — sei es nun, weil wir sie einmal behauptet haben; sei es, weil die Ueberzeugung von ihrer Unrichtigkeit uns dem quälenden Zu-

stande des Zweifels überliefern oder sonst in eine unbehagliche, traurige Stimmung versetzen würde, — halten wir sie für richtig.

Wenn jenes Interesse etwa verschwindet, so wird auch unsere Meinung nach und nach eine andere, und haben wir das Interesse, unserer früheren Ansicht. Entgegengesetztes zu glauben, so sind wir von dieser neuen Meinung bald nicht weniger fest überzeugt, als wir es von der alten waren.



Ueber religiöse Dinge.

Glaube und Unglaube sind nicht moralische Eigenschaften, sondern Ansichten.

* * *

Sollen wir von Gott zu ewigen Höllequalen verdammt werden, weil unsere von Gott stammende Einsicht die göttliche Offenbarung dunkel und unglaubwürdig findet?

* * *

Die Orthodoxen hassen die Freigeister, weil sie von ihnen für dumm gehalten zu werden fürchten.

* * *

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch die politischen und religiösen Meinungen seines Amtes.

* * *

Religionsunterricht erteilt man uns in demselben Alter, in welchem wir die Kinderkrankheiten haben.

* * *

Der Staat kümmert sich nur um den Nutzen, nicht um die Wahrheit der Religionen; die Philosophie hingegen kümmert sich nur um deren Wahrheit und nicht um deren Nutzen.

* * *

Wenn der Prediger auf der Kanzel „Amen“ sagt, kehren die Gedanken seiner Zuhörer in die Kirche zurück.

* * *

Die Geistlichen verschiedener Confessionen befeinden sich weniger ihrer verschiedenen Ansichten, als ihrer gleichen Absichten wegen.

* * *

Häufig entspringt die religiöse Gläubigkeit nicht aus der Einfalt des Herzens, sondern aus der Einfalt des Kopfes.

* * *

Ein orthodoxer Theologe, der durch äußere Zufälligkeiten aus seiner Karriere geriffen wird, bleibt selten orthodox.

* * *

Furcht ist die Mutter des Glaubens, und seine Amme die Gewohnheit.

* * *

Der Charakter der Geistlichen erscheint schwärzer, als der Charakter anderer Menschen, weil er sich von einem helleren Hintergrunde abhebt.

* * *

Die bewußten Heuchler sind seltener, als man denken mag, da sie eine nicht gewöhnliche Energie zur Voraussetzung haben.

Die Masse der Geistlichen besteht aus unbewußten Heuchlern, d. h. aus solchen, welche dunkel fühlen, daß sie ihre Ungläubigkeit sich nicht zugestehen können, ohne im eigentlichen

Sinne Heuchler zu werden oder ihr Amt niederlegen zu müssen.

Daher lassen sie keine ernstlichen Zweifel aufkommen, sondern schlagen sich die Sache aus dem Sinn und denken an etwas Anderes.

Auch die anderen Gläubigen fühlen instinctiv, daß sie jeden Halt für ihre Anschauungen und Hoffnungen durch Ungläubigkeit verlieren würden.

Demnach sind Eigennuß und das Verlangen nach Glückseligkeit die hauptsächlichsten Stützen für den Glauben an die Wahrheit der Religionen.

In anderen Dingen ist es ähnlich: Alles, von dem die klare Erkenntniß uns unangenehm sein würde, gestehen wir uns nicht zu. So bildet der Verliebte sich ein, nicht verliebt zu sein, der Verachtete, nicht verachtet zu werden, der Gleichgültige, begeistert zu sein x.

* * *

Die Thränen der Zuhörer sind der Triumph der Kanzelredner.

* * *

Weil wir unserer Glückseligkeit wegen das Interesse haben, an Unsterblichkeit zu glauben, sollten wir gegen die objective Wahrheit dieses Glaubens mißtrauisch sein.

* * *

Wir würden uns nicht für unsterblich halten, wenn die entgegengesetzte Ueberzeugung behaglich wäre.

* * *

Ob wir irgend etwas thun oder unterlassen, hängt von den Empfindungen und Gedanken ab, die im Augenblicke unseres Handelns gegenwärtig sind. Sie motiviren das Handeln nothwendig, gleichwie sie selbst durch unsere angeborene Natur und diejenigen Eindrücke motivirt werden, die von der Geburt bis zum Augenblicke des Handelns auf uns eingewirkt haben. Folglich sind alle Willensacte nothwendige Acte.

* * *

Wollte der Bereuende sich genau ausdrücken, so würde er nicht sagen: „D hätte ich die That unterlassen“, sondern: „D wären die

Empfindungen und Gedanken, welche die That
veranlaßten, nicht dagewesen!"

* * *

Die Geistlichen erhalten die Religion,
weil die Religion sie erhält.

* * *

Nur eine kleine Zahl von Geistlichen
kümmert sich mehr um den Gehalt der Re-
ligionen, als um die Gehälter, und mehr um
das Gericht Gottes, als um das Consistorium.

* * *

Der Glaube (sagte mir ein häßliches Mäd-
chen) ist nothwendig, um uns gelegentlich vor
Verzweiflung zu schützen z. B. wenn man
häßlich ist.

* * *

Geistliche lieben das Ansehen der Religion
aus Liebe zu ihrem eigenen Ansehen.

* * *

Wenn der Hof fromm ist, so halten es
Viele für unfein, nicht fromm zu sein.

Von den Geistlichen verlangt man, daß sie zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort eine bestimmte Empfindung haben sollen: sie müssen heucheln.

* * *

Schauspieler und Prediger haben unter Anderem gemein, daß man Beiden ihren Beruf ansieht: ihr Gesicht, welches so oft der Schauplatz einer unnatürlichen, erkünstelten Empfindung ist, nimmt mit der Zeit überhaupt den Ausdruck des Unnatürlichen, Erkünstelten, Verzerrten an.

~~~~~



**Ueber Glück und Unglück.**



Das Schlimmste, was Dem begegnen kann,  
der Vergnügen daran hat, über das Leben  
nachzudenken, ist, daß er Zeit dazu findet.

\* \*

Keiner liebt das Leben aus Vernunft.

\* \*

Der Kopf zerstört unsere Illusionen, aber  
das Herz baut sie immer wieder auf.

\* \*

Selbst die kleinste Sorge ist von der  
Illusion begleitet, als ob wir nach ihrer Be-  
seitigung glücklich sein würden.

\* \*

Die Menschen tragen an kleinen Unglücks-  
fällen, da sie sich ihnen völlig hingeben, ge-  
wöhnlich schwerer, als an großen: diesen



nämlich geben sie sich nicht völlig hin, weil sie instinctiv fühlen, daß sie von ihnen erdrückt werden würden, und nun nach Trost suchen, den sie bald in irgend einem Gedanken finden.

\* \* \*

Das Glück hatte mich in die Borgärten des Paradieses versetzt. Als ich entzückt in ihnen umherging, stieß ich plötzlich auf eine Pforte. „Ach“, dachte ich, „das ist die Eingangspforte zum Paradiese!“ Ich öffnete und überschritt die Schwelle, während die Thüre hinter mir krachend in ihr Schloß fiel. Neugierig blickte ich um mich und sah mit Bewunderung und Schrecken, — daß ich die Ausgangspforte durchschritten hatte.

\* \* \*

Wenn die pessimistische Weltanschauung eines Menschen aus den Einzelerfahrungen abstrahirt worden ist, die er an sich selbst gemacht hat, dann wird er gleichzeitig melancholisch, verstimmt, in seinem Herzen verbittert sein. Wer hingegen auf das Unglück der Menschen durch die

Philosophie aufmerksam geworden ist, den wird diese theoretische Erfahrung nicht nothwendig melancholisch stimmen. Denn hundert Leiden, die wir sehen, machen bei Weitem nicht so melancholisch, wie eines, das uns selbst betrifft. Wenn der Beobachter aber gar seine Resultate publicirt, so ist die Freude über jede neue Beobachtung, wie traurig sie auch immer sein mag, größer, als der Schmerz, den er als Menschenfreund empfindet. Somit kann Derjenige, welcher die Menschen als unglücklich schildert, selbst ein verhältnißmäßig heiterer Mensch sein.

\* \* \*

Unser Glück hängt mehr von unserem Temperament, als von der Beschaffenheit unseres Herzens ab.

\* \* \*

Gute Menschen sind nicht nothwendig glücklich, und schlechte Menschen nicht nothwendig unglücklich.

\* \* \*

Jeder sammelt von allen Menschen und Dingen, indem er sich im Mittelpunkte der Welt sieht, Vorstellungen. Nun ist ihm der Gedanke, daß das Treiben der Welt, welches sich in seinem Kopfe spiegelt, auch ohne ihn, auch nach seinem Tode so fortgehen wird, gewissermaßen unfassbar. Er hat das Gefühl, als müsse mit ihm die ganze Welt zu Grunde gehen oder wenigstens die Erinnerung an ihn in allen Menschen unaufhörlich und bei jeder Gelegenheit rege sein.

\* \* \*

Wenn der Neidende an dem beneideten Gegenstande einen Mangel entdeckt hat, so fühlt er sich erleichtert, aber noch nicht befriedigt, vielmehr benutzt er den einen Mangel als Fingerzeig, um noch andere zu finden, bis schließlich die Mängel an Zahl und Bedeutung die Vorzüge überwiegen. Jetzt erst ist er befriedigt und geht triumphirend von der unangenehmen Empfindung des Neides zur Geringschätzung über.

\* \* \*

Fast alle Menschen haben einen Lieblingskummer, der, solange andere Sorgen im Bewußtsein gegenwärtig sind, vor der Pforte des Bewußtseins wartet: Er übernimmt die jeweiligen Interregna.

\* \* \*

Mancher wird ein Schooßkind des Glücks genannt, während er doch ein Schooßhund des Glücks ist.

\* \* \*

Im Punkte der Leidenschaften und ihrer Illusionen nützt die Erfahrung Anderer uns nichts, und unsere eigene fast nichts.

\* \* \*

Die, welche am meisten beneidet werden, sind am wenigsten beneidenswerth.

\* \* \*

Unsere Hoffnungen beglücken, solange sie nicht in Erfüllung gegangen sind.

\* \* \*

Es ist ein Risiko, seiner Eitelkeitsbefriedigung wegen große Anstrengungen zu machen,

z. B. Paläste zu erbauen. Denn oft genügt ein Witzwort, das uns zu Ohren kommt, ja ein spöttischer Blick, der uns im richtigen Momente trifft, um uns die ganze Freude zu vergällen.

\* \* \*

Wir sind unglücklich, weil wir nicht im Besitze des Gegenstandes sind, nach dem wir streben, aber das ist erträglich.

Wir sind unglücklich, weil der Besitz des Gegenstandes, nach dem wir strebten, uns nicht glücklich macht, — das ist unerträglich.

\* \* \*

Die Voraussetzung, daß wir unter anderen Verhältnissen glücklich sein würden, ist immer der schlimmste Bestandtheil unserer gegenwärtigen Verhältnisse.

\* \* \*

Die Zahl der Beneideten ist größer, als die Zahl der Beneidenswerthen.

\* \* \*

Wer würde sich nicht vor der Zukunft entsetzen, wenn er annähme, daß sie der Vergangenheit gliche?

\* \* \*

Der für gewöhnlich Sorgenvolle ist, wenn einen Augenblick von Sorgen frei, unruhig, bis er einen neuen Gegenstand zum Sorgen herausgefunden hat.

\* \* \*

Unserem Unglück wissen wir stets noch eine tröstliche Seite abzugewinnen, und über das Glück Anderer trösten wir uns nicht eher, als bis wir seine faule Seite entdeckt haben.

\* \* \*

Wir beklagen bei dem Eintreffen jedes Unglücks, daß wir nicht vorher unser Glück empfunden haben. Aber, daß wir früher glücklich waren, ist ebenso gut eine Illusion, wie die Hoffnung auf zukünftiges Glück.

\* \* \*

Der Neidende irrt sich häufig in zwiefacher Hinsicht: 1) insofern er glaubt, daß das ke-

neidete Gut seinen Besitzer glücklich macht;  
2) insofern er glaubt, daß das beneidete Gut  
ihn glücklich machen würde.

\* \* \*

Wer sich in Mitten von Ansehen, Gesund-  
heit, Reichthum und Schönheit unglücklich  
fühlt, ist, insofern er nicht mehr hoffen kann,  
beflagenswerther, als der, den der Mangel an  
jenen Gütern unglücklich macht.

\* \* \*

Bei jedem Unglück, sei es ein wirklicher  
Unglücksfall oder eine Demüthigung, ärgern  
wir uns ganz besonders über das Plus an  
Macht, Ansehen, Reichthum, Ruhm oder Er-  
oberungstalent, das wir in Anderen nun an-  
erkennen müssen. Mit dem Gedanken, daß sie  
jene Güter gleichfalls verloren haben, resp.  
nicht besitzen, werden wir demnach den größten  
und empfindlichsten Theil unseres Schmerzes los.

Hierauf beruht das *socios habuisse  
malorum*.

\* \* \*

In der Jugend glauben wir stets, daß uns der Besitz des Gutes, nach dem wir gerade streben, für immer glücklich machen wird. Wer diesen Irrthum vollkommen überwunden hat, — ist ein sehr beklagenswerther Mensch.

\* \* \*

Viele würden niemals an der Natur Gefallen finden, wenn sie nie gehört hätten, daß die Natur schön sei.

\* \* \*

Bergnügungsreisende empfinden oft, wenn sie an schöne Aussichtspunkte kommen, eine gewisse Unbehaglichkeit: Sie fühlen, daß sie nun vor sich oder Anderen Begeisterung affectiren müssen.

\* \* \*

Das Vergnügen fast aller Bergreisenden beruht weniger auf dem Naturgenuß, als auf dem Ueberwinden von Schwierigkeiten.

\* \* \*



Von den Vergnügungsreisenden setzen die Einen sich jeden Morgen ein bestimmtes und zwar im Verhältniß zu ihren Kräften möglichst weites Ziel. Auf dem Wege dorthin genießen sie nicht und, am Ziele angelangt, sind sie zu matt und zu sehr mit den Plänen für den folgenden Tag beschäftigt, als daß sie irgend genießen könnten.

Die Anderen wollen fortwährend und nicht erst nach dem Ueberwinden von Schwierigkeiten genießen: Sie finden es aus Princip beschwerlich, auch nur den kleinsten Hügel zu besteigen, und erreichen in Folge dessen gar keine Aussichtspunkte. Auch beobachten sie sich gern selbst: Genießt Du wirklich, macht die Landschaft Eindruck auf Dich? Hierdurch vernichten sie den Genuß oder erlangen, da sie nun einmal genießen wollen, einen sentimentalen, eingebildeten Halbgenuß.

Beide Classen von Menschen leben und studiren gerade so, wie sie reisen.

\* \* \*

Für nichts pflegen sich Bergreisende so sehr zu interessiren, wie für die Höhe und die Namen der Berge.

\* \* \*

Wir sind nie von der Natur entzückter, als wenn unser Entzücken ein Publicum hat.

\* \* \*

Die Menschen begeistern sich häufig für Gegenstände der Natur oder der Kunst, um später erzählen zu können, wie begeistert sie waren.

\* \* \*

Die Natur nimmt ihrem Liebling, dem Genie, seine Sorgen ab. Die übrigen Menschen können die Natur nur dann genießen, wenn sie, von Sorgen frei, in dieselbe eintreten.

\* \* \*

An Stelle jeder vernichteten Sorge wachsen, gleich Hydraköpfen, stets neue Sorgen hervor; wir aber meinen immer, nach Beseitigung der gerade vorliegenden Sorge glücklich zu werden.

\* \* \*

Unserer Eitelkeit auf Kosten unserer Neigung zu willfahren, ist in den Fällen vernünftig, in welchen der Zwang uns weniger unangenehm ist, als die Verletzung oder Nichtbefriedigung unserer Eitelkeit, z. B. wenn wir gelegentlich uns lieber mit höher gestellten Personen langweilen, als mit tiefer stehenden amüsiren.

\* \* \*

Wer die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Besitz keines Gutes ihn glücklich machen wird, muß aufhören zu streben, überhaupt thätig zu sein. Diese aus Ekel an jeder Thätigkeit entspringende Unthätigkeit (Langeweile) ist die eigentliche Selbstmörderstimmung.

\* \* \*

Der Gedanke, daß wir unter anderen Verhältnissen glücklich sein könnten, schmerzt;  
der Gedanke, daß wir unter keinen Verhältnissen glücklich sein könnten, vernichtet.

\* \* \*

Keine Empfindung ist so sehr an und für  
sich selbst eine Strafe, wie der Neid.

\* \* \*

Der Entschluß zum Selbstmord entspringt  
aus einem Uebermaß an Vernünftigkeit.

\* \* \*

Daß wir als Kinder glücklich waren, ist  
eine optische Täuschung: die kleinen Sorgen  
machen das Kind ebenso unglücklich, wie den  
Erwachsenen die großen Sorgen.

\* \* \*

Wenn unsere Hoffnungen in Erfüllung  
gegangen sind, pflegen wir, nach dem ersten  
Freudenrausch, unbefriedigter zu sein, als vorher.  
Denn an Stelle des Hoffens ist jetzt das Ge-  
fühl der Leere, und dies verschwindet nicht eher,  
als bis der erfüllte Wunsch durch einen anderen  
ersetzt worden ist.

\* \* \*

Unbehagliche Empfindungen lassen wir nur  
verschleiern im Bewußtsein zu.

\* \* \*

Trotz aller Erfahrung lernen wir nicht, daß die gute und die schlechte Stimmung vorübergehen. Daher benutzen wir jene nicht und leiden doppelt schwer unter dieser.

\* \* \*

Um unsere Sachlust zu vertreiben, beschwören wir gelegentlich die traurigsten Bilder herauf. Aber soviel vermag die subjective Stimmung über den objectiven Eindruck, daß eben die Gedanken, welche uns zu anderen Zeiten melancholisch machen, jetzt nicht einmal ernsthaft machen.

\* \* \*

Das, was wir als den Grund unserer Verstimmung ansehen, quält gewöhnlich in Folge unserer Verstimmung.

\* \* \*

Die Gesinnung des Regulus ist ohne Zweifel im höchsten Grade lobenswerth, vielleicht aber nicht beglückend. Denn in Folge seiner Gesinnung entstand die Alternative, entweder in Rom zu leben und Gewissensbisse zu em-

pfänden, oder in Karthago zu Tode gemartert zu werden, — hierfür allerdings durch das Gefühl der Pflichterfüllung bis zu einem gewissen Grade entschädigt.

Ein leichtsinniger und gewissenloser Mensch würde behaglich in Rom gelebt haben, — ein Zustand, der den Todesmartern des Gewissenhaften, auch wenn dieselben vom Gefühl der Pflichterfüllung begleitet sind, vielleicht vorzuziehen ist.

\* \* \*

Ein Melancholiker würde sich im Himmel nicht so wohl fühlen, wie eine heitere Natur in der Hölle.





**Versuch über die Eitelkeit.**





Aus zwei Gründen ist es den Menschen nicht gleichgültig, ob Andere sie für gut oder schlecht, klug oder dumm, schön oder häßlich, arm oder reich, liebenswürdig oder unliebenswürdig halten:

1) weil sie eigennützig sind und insofern von einer guten Meinung Vortheile hoffen, von einer schlechten Nachtheile befürchten;

2) weil sie eitel sind: Insofern ist ihnen die gute Meinung (d. i. zu gefallen, bewundert, beneidet zu werden) selbst angenehm und die schlechte Meinung (d. i. zu mißfallen, verlacht, geringgeschätzt, verachtet zu werden) selbst unangenehm.

Sene positive Eitelkeit zerfällt in Eitelkeit im engeren Sinne und Ehrgeiz.

Für den im engeren Sinne Eitelten ist

es charakteristisch, daß er an der Summe von Bewunderung und Neid, die er gegenwärtig genießt, sich genügen läßt, während sie dem Ehrgeizigen nicht genügt: Dieser will mehr Bewunderung erlangen, — wenn möglich mehr bewundert und beneidet werden, als alle Uebrigen.

Auf das Gefallen kann sich der Ehrgeiz deswegen nicht beziehen, weil das, wodurch wir gefallen, nicht erworben wird.

Die negative Seite der Eitelkeit (vermöge deren es schmerzlich ist, geringgeschätzt und verachtet zu werden) bezeichnet der Sprachgebrauch als Ehrgefühl.

---

Die Existenz der Eitelkeit ist ein Problem: Warum Gefallen und Bewundertwerden an und für sich angenehm, Geringgeschätzt und Verachtetwerden an und für sich schmerzlich sind, ist dunkel.

Nehmen wir einmal an, daß die ersten Menschen, welche hordenweise mit einander lebten, ohne Eitelkeit waren, d. h. Bewunderung und Verachtung, Gefallen und Mißfallen

selbst waren ihnen gleichgültig. Dann werden sie gelegentlich doch haben gefallen wollen, z. B. dem Weibe ihrer Wahl (denn daß die Weiber auch auf den ersten Stufen der Civilisation nicht jedes männliche Individuum annehmen, sondern, wie die Weibchen fast aller übrigen Thiere, eine Auswahl treffen, hat Darwin hinlänglich dargethan). Zurückgewiesen empfanden sie allerdings nicht die Geringschätzung ihrer und die Bevorzugung Anderer, sondern nur das Entbehren des Liebesgenusses. Ebenso werden sie gelegentlich gewünscht haben, daß ihre Leistungen, z. B. die von ihnen fabricirten Waffen, bewundert würden, nämlich dann, wenn sie dieselben gegen andere Gegenstände austauschen wollten.

Wenn nun ihre Person oder ihre Leistungen in Fällen bewundert wurden, in denen sie zunächst einen Vortheil nicht absehen, so mögen sie doch wohl — durch die Erfahrung belehrt, wie vortheilhaft ihnen gelegentlich die Bewunderung werden könne — dieselbe als angenehm

und ihr Gegentheil als unangenehm empfunden haben. Hiermit war der erste Schritt auf dem Wege zur Eitelkeit gethan. Denn nehmen wir an, daß sie öfter, wenn sie bewundert oder verachtet wurden, von den momentanen Folgen absehen, so werden sie sich allmählich gewöhnt haben, von den Folgen überhaupt abzusehen, und jedes Gefallen und Bewundertwerden an und für sich angenehm, jede Geringschätzung und Verachtung an und für sich schmerzlich zu fühlen.

Außerdem wurden sie, wenn Gefallen und Bewundertwerden ihnen in den Fällen angenehm war, in welchen sie Vortheil davon erwarteten, schon durch associirte Gewohnheit veranlaßt, jenes auch in den Fällen als mehr oder weniger angenehm zu empfinden, in welchen sie keinen Vortheil erwarteten.

Der so erlangte Instinct oder Trieb ist dann auf die Nachkommen vererbt und vermöge der durch viele Generationen hindurch fortgesetzten Bethätigung befestigt worden.

Endlich muß die Eitelkeit durch natürliche

Zuchtwahl d. h. dadurch außerordentlich verstärkt worden sein, daß im Kampf ums Dasein diejenigen Stämme übrig blieben, welche die größte Anzahl eiteler Menschen enthielten. Denn da der Eitele Bewunderung wünscht, diese besonders aber den Muthigen zu Theil wird, so werden eitele Menschen ihren Muth höher spannen, als nicht oder wenig eitele. Der Ehrgeiz treibt außerdem zur Erfindung der nützlichen Künste und der Wissenschaften, und das Ehrgefühl verbietet, ungewöhnlich feige, faul, lässig zu sein, oder Verbrechen zu begehen, die, als dem Stamme schädlich, Strafe und Schande nach sich ziehen.

Daher werden, wie gesagt, die aus den eitelsten Menschen zusammengesetzten Stämme übrig geblieben sein.

---

Wenn nun Bewundertwerden angenehm ist, so wird auch alles Dasjenige Lust gewähren, woraus wir erkennen, daß wir bewundert werden: vor Allem der Neid, insofern er auf

unser Gefallen und Bewundertwerden selbst oder auf diejenigen unserer Güter geht, durch welche wir gefallen und bewundert werden\*).

Dies ist einer von den Gründen warum die Eitelkeit getadelt wird: weil sie Veranlassung ist, daß wir über den Neid Anderer uns freuen oder gelegentlich selbst Neid, Mißgunst empfinden.

Ein weiterer Grund ist ihre Unvernünftigkeit: Da wir nicht immer gefallen, wenn wir gefallen möchten, und außerdem die Freude zu gefallen weit geringer ist, als der Schmerz zu mißfallen, da ferner fast Niemand so berühmt, schön oder reich ist, daß er nicht öfter Neid empfände, als Neid erregte, und auch hier die Neidempfindung schmerzlicher ist, als die Neiderregung angenehm, und da endlich der, welcher

---

\*) Jeder Mensch befindet sich gleichsam in einem Wettlauf mit Anderen: Er will mehr gefallen, mehr bewundert, mehr beneidet werden, als sie, und Schadenfreude beruht auf dem Gefühl, daß Andere hinter uns zurückstehen, resp. nichts vor uns voraus haben.

Bewunderung und Neid im vollsten Maße genießt, das Vergnügen hieran sehr bald durch Gewohnheit verliert, — so bringt die Eitelkeit uns viel Leid und wenig Freude. Wir würden ohne Eitelkeit glücklicher sein. Trotzdem können wir nichts gegen sie ausrichten. Denn sie ist jetzt ein angeborener und heftiger Trieb, so daß wir unwillkürlich am Gefallen Freude haben, über Mißfallen Schmerz fühlen. Diese Freude und diesen Schmerz jedesmal zu ertöden, ist nicht möglich, und der Versuch es zu thun würde schmerzbringender sein, als jene ohne Widerrede zu empfinden.

Ein dritter Grund endlich, warum der Eitele getadelt wird, ist der Mangel an ernster, zumal sachlicher Beschäftigung: denn, während das Genie, als solches, sich nur mit Gegenständen beschäftigt und zwar um ihrer selbst willen, beschäftigt der Eitele sich nur mit dem Streben zu gefallen und bewundert zu werden, während er sich um Gegenstände überhaupt nicht oder nur insofern



kümmert, als er durch die Kenntniß von ihnen gefallen und Bewunderung erlangen kann. —

Niemand gesteht seine Eitelkeit (obgleich Jeder sehr eitel ist), theils weil sie aus den angegebenen Gründen der Immoralität, Unvernünftigkeit und Unsachlichkeit verpöbt ist, theils weil wir nicht von der Meinung Anderer abhängig erscheinen wollen, sondern uns lieber stellen, als wäre sie uns gleichgültig, ja als verachteten wir sie. — —

Der Ehrgeizige wird auch seiner Unvernünftigkeit wegen getadelt. Denn er ist unzufrieden, und wie mühevoll er auch arbeiten, wieviel Ruhe, Reichthum und Ansehen er auch erlangen mag, die Unzufriedenheit bleibt, und mit ihr die mühevolle Arbeit.

Andererseits ist zu erwägen, daß die Arbeit des Ehrgeizigen, wie mühevoll sie auch sein mag, ein weit geringerer Schmerz ist als die Langeweile, der die Meisten anheim fallen würden, wenn sie ohne Ehrgeiz wären.

Außerdem wird der Ehrgeizige, wie der

Eitele, wegen seines schlechten Endzwecks, möglichst viel Bewunderung und Neid zu erregen: getadelt, — allerdings nicht so heftig wie der Eitele, und zwar aus folgendem Grunde. Bei dem Eiteln tritt die Absicht unmittelbar hervor: Er will jetzt bewundert werden. Bei dem Ehrgeizigen tritt sie zunächst in den Hintergrund: Unmittelbar zeigt sich nur die höchste Anspannung und Arbeit geistiger Kräfte, die überdies dem Gemeinwesen nützlich zu sein pflegt.

Hier heiligen gewissermaßen die Mittel den Zweck.

Ueberhaupt ist der Ehrgeizige fleißig, und der Eitele faul. —

Man sagt gern, daß man ehrgeizig sei, um auszudrücken, daß man den Willen und die Capacität habe, Andere zu übertreffen.

Oft versichert man auch, ohne Ehrgeiz zu sein, um anzudeuten, daß man sich mit den Gegenständen um der Gegenstände willen beschäftige oder für die Menschen um ihrer selbst willen arbeite. — —

Ehrgefühl zu haben ist gleichfalls unvernünftig, weil es fast nur Unlustgefühle verursacht, — nämlich stets dann, wenn wir geringgeschätzt oder verachtet werden. Außerdem schafft das Ehrgefühl diese Alternative: Entweder wir folgen unserer Neigung: dann setzen wir uns oft der Geringschätzung der Welt aus; oder wir bequemen uns nach der Meinung der Welt: Dann müssen wir oft unserer Neigung entgegen handeln.

Ob Zwang und Nicht-Berlezung des Ehrgefühls oder Neigung und Berlezung des Ehrgefühls zu wählen sind, hängt von Charakteren und Umständen ab. In jedem Falle leiden wir, weil wir nun einmal Ehrgefühl haben.

Luft gewährt das Ehrgefühl nur, wenn wir unsere gekränkte Ehre als gute, kluge, gelehrte, tapfere, schöne, tactvolle Menschen wiederherstellen können, — was selten oder nie der Fall ist.

Moralisch tadelnswerth ist das Ehrgefühl nicht. Denn insofern wir Ehrgefühl haben, wollen

wir weder Bewunderung noch Neid erregen, wir fürchten nur Geringschätzung und Verachtung; wir wollen weder für klüger noch besser, bloß für nicht dümmer und schlechter gelten als Andere.

Aber das Ehrgefühl ist nicht etwa moralisch lobenswerth; denn es enthält keine unegoistischen, selbstlosen Elemente. Wer z. B. tapfer ist, um nicht für feige zu gelten, handelt, seinem Motiv nach, für sich, nicht für Andere.

Trotzdem hat das Ehrgefühl stets und zwar seines außerordentlichen Nutzens wegen für lobenswerth gegolten: Man bedenke, daß der Staat, im Gegensatz zum Stande der Natur, ein unnatürlicher Zustand ist. Der natürliche Wunsch jedes Einzelnen, seine Begierden auf Kosten aller Uebrigen zu befriedigen, wird durch die Furcht vor Strafe und Schande künstlich in Zaum gehalten. Aber die Furcht vor der Schande ist größer, als die Furcht vor Strafe; auch schmerzt nur die Schande nachhaltig, oft das ganze Leben hindurch. Demnach bleibt mindestens zweifelhaft, ob, wenn die Furcht

vor Schande nicht existirte, selbst eine draconische Gesetzgebung die Einzelnen von beständigen Uebergriffen zurückzuhalten vermöchte. Jedenfalls wird die Aufrechterhaltung der staatlichen Ruhe und Ordnung in sehr hohem Maße durch die Existenz des Ehrgefühls erleichtert.\*)

Außerdem ist das Ehrgefühl in vielen Beziehungen des privaten Lebens, besonders bei der Erziehung, Nutzen bringend.

Hierauf beruht es, wie gesagt, daß das Ehrgefühl, trotz seiner keineswegs selbstlosen Beschaffenheit und trotz seiner Unvernünftigkeit stets als Tugend betrachtet worden ist.

---

\*) Da das Duell eine der lebhaftesten Manifestationen des Ehrgefühls ist, so wird es thatsächlich von jeder Regierung begünstigt werden.

## Druckfehler.

---

- Seite 24 Zeile 11 hinter um ergänze sich.  
" 31 " 1 statt ihnen lies ihm.  
" 49 " 14 " Einem lies einen.  
" 87 " 1 " glaubten lies glauben.  
" 111 " 8 " den lies der.  
" 156 " 14 " Ruhe lies Ruhm.
-











